



Leseprobe

Sandra Brown

Schwelende Feuer
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 8,99 €



Seiten: 608

Erscheinungstermin: 21. Dezember 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Intrigen, Skandale und jede Menge Leidenschaft

Als junges Mädchen verließ Schyler Crandall, die Adoptivtochter des mächtigsten Mannes in Heaven, die Stadt mit gebrochenem Herzen. Als attraktive, erfolgreiche Frau, die genau weiß, was sie will, kehrt sie zurück. Schon nach kurzer Zeit hat sie das Gefühl, sie sticht in ein Wespennest: dunkle Affären, hinterhältige Intrigen, bei denen offenbar ihre durchtriebene kleine Schwester Tricia die Finger im Spiel hat. Das Imperium ihres Vaters steht kurz vor dem Ruin. Auch Cash, ebenso verführerisch wie undurchschaubar, ist in die Sache verwickelt. Doch kein Mann hat Schyler bisher so um den Verstand gebracht und konnte ihr so gefährlich werden wie er ...



Autor

Sandra Brown

Sandra Brown arbeitete als Schauspielerin und TV-Journalistin, bevor sie mit ihrem Roman »Trügerischer Spiegel« auf Anhieb einen großen Erfolg landete. Inzwischen ist sie eine der erfolgreichsten internationalen Autorinnen, die mit jedem ihrer Bücher weltweit Spitzenplätze der Bestsellerlisten erreicht. Sandra Brown lebt mit ihrer Familie abwechselnd in Texas und South Carolina.

SANDRA BROWN
Schwelende Feuer

Buch

Heaven – ein kleiner verträumter Ort im Süden von Louisiana, doch unter der trügerischen Idylle brodeln die dunklen Geheimnisse seiner Bewohner heißer als die Hölle.

Als junges Mädchen verließ Schyler Crandall, die Adoptivtochter des mächtigsten Mannes in Heaven, die Stadt mit gebrochenem Herzen. Als attraktive, erfolgreiche Frau, die genau weiß, was sie will, kehrt sie zurück. Schon nach kurzer Zeit hat sie das Gefühl, sie sticht in ein Wespennest: dunkle Affären, hinterhältige Intrigen, bei denen offenbar ihre durchtriebene kleine Schwester Tricia die Finger im Spiel hat. Das Imperium ihres Vaters steht kurz vor dem Ruin. Auch Cash, ebenso verführerisch wie undurchschaubar, ist in die Sache verwickelt. Doch kein Mann hat Schyler bisher so um den Verstand gebracht und konnte ihr so gefährlich werden wie er ...

Autorin

Sandra Brown arbeitete als Schauspielerin und TV-Journalistin, bevor sie mit ihrem Roman *Trügerischer Spiegel* auf Anhieb einen großen Erfolg landete. Inzwischen ist sie eine der erfolgreichsten internationalen Autorinnen, die mit jedem ihrer Bücher weltweit Spitzenplätze der Bestsellerlisten erreicht. Sandra Brown lebt mit ihrer Familie abwechselnd in Texas und South Carolina.

Von Sandra Brown bei Blanvalet bereits erschienen (Auswahl)

Verliebt in einen Fremden (36519), Glut unter der Haut (38184), Wie ein Ruf in der Stille (36695), Schöne Lügen (35499), Ein skandalöses Angebot (37050), Eine unmoralische Affäre (37252), Gefährliche Sünden (37695), Ein Kuss für die Ewigkeit (36620), Zum Glück verführt (36694), Heißer als Feuer (37131), Lockruf des Glücks (37250), Unschuldiges Begehren (37958), Eine sündige Nacht (37251), Zur Sünde verführt (37863), Wie ein reißen der Strom (38053), Verruchte Begierde (37644), Jenseits aller Vernunft (0134), Schwelende Feuer (0082), Celinas Tochter (35002), Trügerischer Spiegel (35192), Ein Hauch von Skandal (36273), Tanz im Feuer (38160), Sündige Seide (36388), Feuer in Eden (38185), Scharade (36470), Nacht ohne Ende (35447), In einer heißen Sommernacht (37985)

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Sandra Brown

Schwelende Feuer

Roman

Deutsch von Gabriela Prahm

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Januar 2016 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright der Originalausgabe © 1988 by Sandra Brown
Translated from the English »Slow Heat in Heaven«.

First published in the United States by Warner Books, Inc., New York.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014
by Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, unter Verwendung
eines Motivs von Versta/Schutterstock.com

Redaktion: Erna Tom

wr · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0082-6

www.blanvalet.de

1. Kapitel

Im ersten Moment war sie nicht sicher, ob er wirklich dort stand.

Sie hatte gedöst; den Kopf auf dem Arm, der eingeschlafen war und anfang zu kribbeln. Sie schlug die Augen auf, streckte sich wohligh und schaute zur Seite. Da sah sie ihn. Und mit einem Schlag war das lästige Kribbeln im Arm vergessen.

Zunächst glaubte sie, ihre Augen würden ihr einen Streich spielen; vielleicht lag es auch nur an ihrer Schläfrigkeit und der Trägheit dieses heißen Sommernachmittags. Sie zwinkerte mehrmals. Doch er stand immer noch dort.

Die Umrisse seines Körpers waren so detailliert zu erkennen, als wären sie aus schwarzem Karton mit einer Nagelschere ausgeschnitten. Deutlich zeichnete er sich vor der untergehenden Sonne ab, die in einer wahren Lichtkaskade von Zinnoberrot bis Gold am Horizont versank.

Reglos stand er dort, wie die Kiefern, die aussahen wie majestätische und hoch aufgeschossene Wächter. Kein Windhauch rührte in ihren Zweigen. Schyler selbst lag unter einer Lebensseiche, von deren Ästen Spanisches Moos herabhing, trauriger als sonst wegen der unerbittlichen Hitze.

Die regungslose Gestalt war eindeutig männlich. Ebenso

die Pose. O ja, seine Pose war aufreizend und arrogant männlich; das Knie leicht gebeugt, die Hüfte herausgestellt.

Es war ein höchst unbehagliches Gefühl, aus einem Nickerchen zu erwachen und festzustellen, dass keine 20 Meter entfernt jemand stand und einen schweigend und lauernd wie ein Raubtier beobachtete. Und noch beunruhigender war es, dass dieser *Jemand* ein selbstsicheres männliches Wesen war, in dessen Augen sie selbst der Eindringling war.

Doch was Schyler am meisten beunruhigte, war die große Hacke, die er auf den Schultern trug. Ein an sich harmloses Bild. Seine Handgelenke lagen über dem Stiel, die Hände baumelten herab. In London hätte ein Mann mit einer Hacke über der Schulter sicher einiges Aufsehen erregt. Im ländlichen Louisiana dagegen war das während des Sommers ein vertrauter Anblick.

Nur, dass es in diesem Teil von Belle Terre nicht mal mehr ein Zwiebelbeet gab. Die Felder hier waren Stoppelfelder, das Gemüse wurde Meilen entfernt angebaut. Also hatte Schyler allen Grund, beunruhigt zu sein. Die Sonne ging bereits unter, und sie war ein gutes Stück von zu Hause entfernt.

Sie hätte ihn zur Rede stellen und verlangen können, dass er ihr sagte, wer er war und was er hier auf ihrem Grund und Boden zu suchen hatte. Doch sie sagte nichts; vielleicht weil er so aussah, als würde er viel eher als sie selbst hierher nach Belle Terre gehören. Er verschmolz mit der Umgebung, war eins mit ihr. Im Vergleich dazu schien sie völlig fehl am Platz und auffällig.

Sie konnte nicht sagen, wie lange sie einander angestarrt hatten. Zumindest nahm sie an, dass auch er sie angestarrte, denn sie konnte sein Gesicht nicht klar erkennen

und noch weniger ausmachen, was er sich so eindringlich besah. Doch ihr Instinkt sagte ihr, dass er sie beobachtete, und zwar schon eine ganz Weile. Diese entnervende Tatsache ließ sie schließlich handeln. Sie setzte sich auf.

Er kam auf sie zu.

Seine Schritte verursachten kaum ein Rascheln im knöchelhohen Gras. Er bewegte sich geräuschlos und geschmeidig, ließ die Hacke von der Schulter gleiten und hielt den langen Stiel mit beiden Händen.

Alle Ratschläge zur Selbstverteidigung, die Schyler jemals gehört hatte, verzogen sich nun feige in den hintersten Winkel ihres Bewusstseins. Sie konnte sich nicht bewegen, brachte keinen Ton heraus. Sie versuchte, nach Luft zu schnappen, um schreien zu können, doch die Luft war so zäh wie Treibsand.

Instinktiv ließ sie sich gegen den massigen Baumstamm sinken und schloss die Augen. Das Letzte, was sie sah, war die scharfe Klinge der Hacke, die in der Sonne aufblitzte, während sie in hohem Bogen herabzischte und dumpf aufschlug. Schyler wartete auf den betäubenden Schmerz, der den Tod bringen würde. Doch nichts dergleichen geschah.

»Nickerchen beendet, *pichouette?*«

Zwinkernd öffnete Schyler die Augen, verwundert, dass sie noch am Leben war. »Was?«

»Haben Sie Ihr Nickerchen beendet, Miss Schyler?«

Sie schirmte die Augen gegen die blendende Sonne ab, aber sie konnte sein Gesicht noch immer nicht erkennen. Er kannte ihren Namen. Und er hatte im Cajun-Dialekt gesprochen. Doch davon abgesehen hatte sie noch immer keinen Schimmer, wer er war.

Das dumpfe Geräusch war von der scharfen Klinge verursacht worden, als sie in das Gras drang. Der Mann stützte

sich jetzt auf die Hacke auf, die Hände harmlos über dem stumpfen Ende des Stiels gefaltet. Sein Kinn ruhte auf den Händen. Doch diese gutmütige Geste machte ihn nicht weniger gefährlich.

»Woher kennen Sie mich?«, fragte Schyler.

Verschlossene Lippen öffneten sich für einen kurzen Moment. Doch es war kein echtes Lächeln. Dazu war es zu sardonisch.

»Weiß doch jeder in Laurent, dass Miss Schyler Crandall aus London zurück ist.«

»Nur vorübergehend und auch nur, weil mein Vater einen Herzanfall erlitten hat.«

Er zuckte die Achseln; offensichtlich war es ihm egal, woher sie kam und wohin sie ging. Er wandte den Kopf und schaute in die untergehende Sonne. Seine Augen reflektierten das Licht wie die reglosen Wasser der Bayous, wenn die Sonnenstrahlen im rechten Winkel darauffielen. Um diese Tageszeit sah das Wasser so glatt und undurchdringlich aus wie Metall. Ebenso wie seine Augen.

»Ich beteilige mich nicht am Tratsch der Leute, Miss Schyler. Ich hör mir an, was sie so erzählen. Und wenn's mich nichts angeht, hör ich gar nicht hin.«

»Was machen Sie hier?«

Er wandte sich wieder ihr zu. »Ihnen beim Schlafen zusehen.«

»Und vorher?«, fragte sie scharf.

»Hab ich Wurzeln gesammelt.« Er klopfte gegen den kleinen Lederbeutel an seinem Gürtel.

»Wurzeln?« Seine Antwort ergab überhaupt keinen Sinn, und seine arrogante Haltung ärgerte sie. »Was denn für Wurzeln?«

»Ist doch egal. Kennen Sie ohnehin nicht.«

»Sie sind hier auf Privatbesitz. Sie haben nichts auf Belle Terre verloren.«

Insekten summten laut in der folgenden Stille. Seine Augen ließen nicht einen Moment von ihrem Gesicht ab. Als er antwortete, war seine Stimme so sanft und unerreichbar wie die so sehr ersehnte kühle Brise. »O doch, *pichouette*. Ich wohne nämlich auf Belle Terre.«

Schyler schaute zu ihm hoch. »Wer sind Sie?«

»Erinnern Sie sich nicht mehr an mich?«

Eine Ahnung stieg in ihr auf. »Boudreaux?«, flüsterte sie. Dann schluckte sie, nicht gerade erleichtert, nun zu wissen, mit wem sie sprach. »Cash Boudreaux?«

»*Bien!* Haben Sie mich also erkannt.«

»Nein. Nein, habe ich nicht. Die Sonne blendet mich. Und es ist Jahre her, seit ich Sie zuletzt gesehen habe.«

»Und Sie hatten allen Grund, sich nicht an mich zu erinnern.« Er grinste amüsiert, als sie verlegen zur Seite schaute. »Wenn Sie mich nicht erkannt haben, woher wissen Sie dann, wer ich bin?«

»Sie sind der Einzige, der auf Belle Terre lebt und kein ...«

»Kein Crandall ist.«

Sie duckte sich leicht; es machte sie nervös, allein mit Cash Boudreaux zu sein. Soweit sie zurückdenken konnte, hatte ihr Vater ihr und ihrer Schwester Tricia verboten, auch nur mit ihm zu sprechen.

Seine Mutter war die geheimnisumwitterte Monique Boudreaux, die in einer Hütte am Laurent Bayou lebte, der sich um und durch die bewaldeten Ländereien von Belle Terre wand. Als Junge hatte Cash Zugang zu den Ländereien gehabt, durfte sich aber nie dem Haus nähern. Weil sie in diesem Moment nicht darüber reden wollte, fragte Schyler höflich: »Wie geht es Ihrer Mutter?«

»Sie ist gestorben.«

Seine unverblümete Antwort verblüffte sie. Boudreaux' Gesicht war im aufsteigenden Zwielflicht nicht zu erkennen. Aber selbst im hellen Mittagslicht hätte seine Miene nicht verraten, was er dachte. Er war nie redselig gewesen. Dieselbe geheimnisvolle Aura, die seine Mutter umgeben hatte, umgab auch ihn.

»Das wusste ich nicht.«

»Ist schon einige Jahre her.«

Schyler verscheuchte einen Moskito, der auf ihrem Nacken gelandet war. »Das tut mir leid.«

»Sie sollten besser heimgehen. Sonst fressen die Moskitos Sie noch mit Haut und Haaren auf.«

Er reichte ihr die Hand. Sie hielt das für zu gefährlich und scheute sich davor, sie zu berühren, so, wie sie sich gescheut hätte, eine Wasserschlange zu streicheln. Aber andererseits wäre es unsagbar unhöflich gewesen, sich nicht von ihm aufhelfen zu lassen. Bis jetzt war ihr ja noch nichts zugestoßen.

Sie legte ihre Hand in die seine. Seine Handfläche fühlte sich rau wie Leder an, und als sich seine Finger um ihre Hand schlossen, spürte Schyler die Schwielen. Kaum war sie auf den Beinen, zog sie die Hand weg.

Heftig klopfte sie ihr Kleid aus und sagte, um den peinlichen Moment zu überbrücken: »Das letzte Mal, als ich von Ihnen gehört habe, waren Sie gerade aus Fort Polk entlassen worden und auf dem Weg nach Vietnam.« Er sagte nichts. Sie schaute auf zu ihm. »Sind Sie dort gewesen?«

»*Oui.* «

»Das ist jetzt lange her.«

»Nicht lange genug.«

»Nun, ich ... ich bin froh, dass Sie wieder hier sind. Die Gemeinde hat viele Söhne dort drüben verloren.«

Er zuckte die Achseln. »Schätze, ich war wohl ein besserer Kämpfer.« Sein Mund verzog sich zu der Andeutung eines Lächelns. »Aber das habe ich ja schon immer sein müssen.«

Sie hatte nicht vor, darauf zu antworten. Eigentlich suchte sie nach einer Möglichkeit, dieses unbehagliche Gespräch behutsam in eine andere Richtung zu lenken. Doch ehe ihr etwas einfiel, hob Cash Boudreaux eine Hand an ihren Nacken und wischte einen Moskito fort, der sich dort zum Abendessen niedergelassen hatte.

Seine Fingerkuppen waren rau, doch es war ein seltsam aufregendes Gefühl, als sie über ihren bloßen Hals und ihre Brust strichen. Ernst und neugierig schaute er sie dabei an, und in seinem Blick lag etwas Anzügliches. Er wusste genau, was er tat. Ganz dreist hatte er das Unentschuldbare getan – Cash Boudreaux hatte Schyler Crandall berührt ... und ließ es darauf ankommen, dass sie protestierte.

»Die Biester kennen die besten Stellen«, erklärte er.

Schyler tat, als bemerkte sie seinen anzüglichen Blick gar nicht. »Sie sind so unverschämt wie eh und je, was?«

»Ich wollte Sie nicht enttäuschen, indem ich mich ändere.«

»Das wäre mir völlig egal gewesen.«

»War es doch immer.«

Ernstlich eingeschnappt richtete sich Schyler auf. »Ich muss jetzt zurück zum Haus. Es ist Zeit zum Abendessen. War nett, Sie getroffen zu haben, Mr. Boudreaux.«

»Wie geht es ihm?«

»Wem? Meinem Vater?«

Er nickte ergeben. Schylers Schultern entspannten sich

etwas. »Ich habe ihn heute noch nicht gesehen. Nach dem Essen werde ich zu ihm fahren. Heute Morgen habe ich mit einer der Schwestern im Krankenhaus gesprochen, und sie sagte, er habe eine ruhige Nacht gehabt.« Ihre Gefühle senkten ihre Stimme zu einem heiseren Flüstern. »Im Moment muss man selbst dafür schon dankbar sein.« Und dann sagte sie in ihrem besten Sonntagsgesellschaftston: »Ich werde ihm ausrichten, dass Sie sich nach seinem Befinden erkundigt haben, Mr. Boudreaux.«

Sein Lachen war plötzlich und harsch. Ein Vogel flatterte erschrocken auf und flüchtete in die Spitze der Lebens-eiche. »Das halte ich für keine gute Idee. Es sei denn, Sie wollen, dass der alte Herr abkratzt.«

Wenn sie sich nicht irrte, war Cash Boudreaux knapp vierzig und hätte also seine Zunge im Zaum halten können, aber er war anscheinend immer noch so ungehobelt, rüde und unbeherrscht wie in seiner Jugend. Seine Mutter hatte ihn verwildern lassen. Cash Boudreaux war der schlimmste Rabauke gewesen, den Louisiana jemals hervorgebracht hatte.

»Einen schönen Abend noch, Mr. Boudreaux.«

Er verbeugte sich leicht. »Ebenfalls, Miss Schyler.«

Sie antwortete ihm mit einem kühlen Nicken, das mehr ihrer Schwester ähnlich sah als ihr, und ging in Richtung Haus. Sie war sich bewusst, dass er ihr nachsah. Kaum war sie in sicherer Entfernung und im tiefen Schatten der Bäume, drehte sie sich zu ihm um.

Er stand gegen den Stamm der Lebens-eiche gelehnt, den ein halbes Dutzend Männer nicht hätte umspannen können. Sie sah, wie ein Streichholz in der Dunkelheit auf-
flammete. Boudreaux' nach vorn gebeugtes Gesicht wurde kurz erleuchtet, als er das brennende Streichholz an die

Zigarette hielt. Er wedelte das Streichholz aus. Schyler nahm den Geruch von Schwefel wahr.

Boudreaux inhalierte tief. Die Zigarette leuchtete glühend rot auf, wie ein einzelnes Auge, das ihr aus der Tiefe der Hölle zuzwinkerte.

2. Kapitel

Schyler wollte so schnell wie möglich zum sicheren Haus kommen; sie lief durch den Wald, stolperte über dichtes Gestrüpp. Ein Schwarm Moskitos schwirrte um ihren Kopf, als sie die wackelige Fußgängerbrücke über den schmalen Bach überquerte, der den Wald von den rings um das Haus angelegten Rasenflächen trennte.

Als sie den smaragdgrünen weichen Rasenteppich erreichte, blieb sie stehen, um kurz zu verschnaufen. Die Abendluft war so schwer wie das Parfüm einer Prostituierten auf der Bourbon Street. Geißblatt säumte das Bachufer. Gardenien blühten in der Nähe, ebenso wie wilde Rosen und Magnolien.

Schyler nahm jeden einzelnen Duft wahr. Alle waren mit einer ganz besonderen Erinnerung aus ihrer Kindheit verbunden. Und auch wenn sie schon lange kein Kind mehr war und seit sechs Jahren keinen Fuß mehr auf Belle Terre gesetzt hatte, so waren sie ihr doch noch immer schmerzlich vertraut.

Kein Garten Englands duftete so wie ihr Zuhause, wie Belle Terre. Selbst wenn sie mit verbundenen Augen hierhergebracht worden wäre, hätte sie es sofort an den Geräuschen und Düften erkannt.

Der abendliche Chor der Frösche und Grillen stimmte sich ein. Die Bässe drangen aus dem sumpfigen Bachgrund,

der Sopran aus den mannshohen Büschen. In der Ferne war das traurige Pfeifen eines Güterzuges zu hören.

Schyler lehnte sich an den rauen Stamm einer Kiefer und schloss die Augen. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und wiegte sich selbst, so als fürchtete sie, aus einem Traum zu erwachen, wenn sie die Augen wieder öffnete; als hätte sie Angst, zu erwachen und feststellen zu müssen, dass sie gar nicht auf Belle Terre war, wo der Sommer in voller Blüte stand, sondern im grauen winterlichen London.

Doch als sie die Augen aufschlug, sah sie das Haus. So rein und weiß wie ein Zuckerwürfel stand es gelassen im Herzen der Lichtung und prangte in der Landschaft wie das Herzstück einer Tiara.

Gelbliches, von den Fliegengittern gedämpftes Licht ergoss sich aus den Fenstern auf die hohe Veranda. Sechs Säulen säumten die Vorderfront, drei zu jeder Seite des Eingangs. Sie stützten einen Balkon im zweiten Stock. Es war jedoch kein echter Balkon, sondern diente nur als Fassade. Tricia betonte das regelmäßig und gereizt. Doch Schyler mochte diesen Balkon. Ihrer Meinung nach war diese Attrappe notwendig für die Symmetrie der Architektur.

Die Veranda verlief rings um das Haus. Sie war einst als Schlafräum genutzt worden und auf der Rückseite mit Fliegenfenstern abgeschlossen. Schyler erinnerte sich noch, wie ihre Mutter immer von den guten alten Zeiten gesprochen hatte, wenn bei den Familientreffen all ihre Cousins und Cousinen aus Laurent Parish dort auf Pritschen geschlafen hatten.

Schyler dagegen hatte stets die offene Veranda vorgezogen. Passend zum Haus weiß gestrichene Korbstühle waren so aufgestellt, dass man, egal in welchem man saß, einen be-

sonderen Blick auf die Grünanlagen genießen konnte. Jeder Anblick glich einem Motiv einer Ansichtskarte.

Die Schaukel, die Cotton damals für Tricia und Schyler unter dem Portal hatte anbringen lassen, hing in einer Ecke der Veranda. Zu beiden Seiten der Tür wuchs aus passenden Kübeln Farnkraut, so bauschig wie ein Dutzend zusammengebundener Staubwedel. Veda war so stolz auf diesen Bostoner Zwillingfarn gewesen; hatte ihn unermüdlich gepflegt und jeden ausgeschimpft, der zu schnell und zu nahe daran vorbeilief. Sie hatte es als persönliche Kränkung betrachtet, wenn ein geliebter Farnwedel aus Versehen umgeknickt wurde.

Macy lebte nicht mehr. Und Cottons Leben hing an einem seidenen Faden. Das Einzige, was unverändert und für die Ewigkeit schien, war das Haus selbst. Belle Terre.

Schyler flüsterte den Namen wie ein Gebet, als sie sich vom Baum abstieß. Einer Laune nachgebend, schlüpfte sie aus ihren Sandalen und lief barfuß über das kühle, feuchte Gras, das der automatische Sprenkler am Nachmittag gewässert hatte.

Als sie vom Rasen auf den Kieselweg trat, zuckte sie vor Schmerz zusammen. Doch es war eine willkommene Pein und rief Erinnerungen an die Kindheit in ihr wach. Es war ein alljährliches Ritual gewesen, zu Beginn des Frühlings den Kiesweg barfuß entlangzulaufen. Da sie den ganzen Winter über Strümpfe und Schuhe getragen hatte, waren ihre Füße empfindlich. Wenn es warm genug war und Veda es erlaubt hatte, wurden die Strümpfe und Schuhe abgelegt. Es dauerte immer einige Tage, bis ihre Fußsohlen so abgehärtet waren, dass sie den ganzen Weg bis zur Straße hinunter laufen konnte, ohne zwischendurch stehen bleiben zu müssen.

Der Klang und das Gefühl des Kieswegs waren ver-

traut. Ebenso wie das Quietschen der Tür, als sie sie öffnete. Gleich hinter ihr fiel sie, wie Schyler es nicht anders kannte, wieder ins Schloss. Belle Terre änderte sich nie. Es war ihr Zuhause.

Aber andererseits auch wieder nicht. Nicht mehr. Nicht, seit Ken und Tricia es zu ihrem Zuhause gemacht hatten.

Die beiden saßen bereits am langen Tisch im Esszimmer. Ihre Schwester Tricia stellte ihr Glas mit Bourbon und Wasser ab. »Wir haben schon gewartet«, grüßte sie vorwurfsvoll.

»Entschuldigt bitte. Ich bin spazieren gegangen und habe die Zeit ganz vergessen.«

»Halb so schlimm, Schyler«, sagte Ken Howell. »Wir haben ja nicht lange gewartet.« Ihr Schwager lächelte ihr von der Vitrine aus zu, wo er sein Glas aus einer kristallinen Karaffe mit Bourbon nachfüllte. »Möchtest du etwas trinken?«

»Einen Gin Tonic, bitte. Mit viel Eis. Es ist heiß draußen.«

»Es ist zum Ersticken.« Verärgert fächerte sich Tricia mit ihrer steifen Serviette Luft zu. »Ich habe Ken gebeten, dass er den Thermostat an der Klimaanlage neu einstellt. Daddy ist ja so knauserig wegen der Stromrechnung. Er lässt uns den ganzen Sommer über vor Hitze vergehen. Solange er nicht hier ist, sollten wir es uns so angenehm wie möglich machen. Aber es dauert ewig, bis es sich in diesem alten Haus abkühlt. Prost.« Sie hielt ihr Glas in Schylers Richtung, als Ken ihr den gewünschten Drink reichte.

»Ist alles in Ordnung?«

Schyler nippte an ihrem Drink, sah Ken aber nicht offen in die Augen, als sie antwortete: »Bestens. Danke.«

»Ken, ehe du dich wieder setzt, sag doch bitte Mrs. Graves, dass Schyler doch noch gekommen ist, und sie nun servieren soll.«

Tricia winkte ihn zur Tür, die das formelle Esszimmer

mit der Küche verband. Er warf ihr einen verächtlichen Blick zu, tat aber wie geheißen. Als Schyler ihre Sandalen neben dem Stuhl abstreifte, sagte Tricia: »Also ehrlich, Schyler, du bist erst ein paar Tage wieder hier und hast schon wieder deine schlechten Manieren, die Mama bis zuletzt fast in den Wahnsinn getrieben haben. Du willst doch nicht etwa barfuß am Tisch sitzen, oder?«

Da Tricia bereits schmollte, dass sie ihretwegen mit dem Abendessen hatte warten müssen, zog Schyler um des lieben Friedens willen ihre Sandalen wieder an. »Ich kann nicht verstehen, warum du nicht gerne barfuß läufst.«

»Und ich kann nicht verstehen, warum du es tust.« Auch wenn Tricias engelsgleiches Lächeln von Michelangelo hätte gemalt sein können, war sie dennoch garstig. »Gut möglich, dass in meinen Adern das aristokratische Blut meiner Vorfahren fließt, woran es dir völlig mangelt.«

»Gut möglich«, entgegnete Schyler ohne Bitterkeit. Sie nippte an ihrem Drink und genoss den eiskalten Gin und die herbe Limone.

»Ist dir das eigentlich gleichgültig?«, fragte Tricia.

»Was?«

»Dass du deine Vorfahren nicht kennst. Manchmal legst du Manieren an den Tag wie das letzte Pack. Das kann nur bedeuten, dass deine Leute so jämmerlich waren, wie der Tag lang ist.«

»Wirklich, Tricia, ich *bitte* dich«, unterbrach Ken peinlich berührt. Er war aus der Küche zurückgekehrt und setzte sich gegenüber seiner Frau an den Tisch. »Lass es gut sein. Was macht es denn schon für einen Unterschied?«

»Es macht einen großen Unterschied.«

»Wichtig ist doch, was man aus seinem Leben macht, und nicht, woher man kommt. Stimmt's, Schyler?«

»Ich denke nie über meine leiblichen Eltern nach«, antwortete Schyler. »Na ja, als ich noch klein war, habe ich es hin und wieder getan, wenn man mir wehgetan hatte oder wenn mich jemand beschimpft hat oder ...«

»Beschimpft?«, wiederholte Tricia ungläubig. »Daran kann ich mich überhaupt nicht entsinnen. Wann genau soll das denn jemals passiert sein, Schyler?«

Schyler ignorierte die Bemerkung und fuhr fort. »Ich habe mir selber leidgetan und gedacht, wenn meine leiblichen Eltern mich nicht zur Adoption freigegeben hätten, wäre mein Leben schöner gewesen.« Sie lächelte wehmütig. »Was natürlich nicht stimmt.«

»Woher willst du das so genau wissen?« Müßig ließ Tricia mit ihrem manikürten Zeigefinger einen Eiswürfel in ihrem Glas kreisen, dann leckte sie die Fingerspitze ab. »Ich bin sicher, dass *meine* Mutter ein wohlhabendes Mädchen der feinen Gesellschaft war. Ihre fiesen alten Eltern haben sie aus Eifersucht und reiner Boshaftigkeit dazu gezwungen, mich wegzugeben. Mein Vater war bestimmt jemand, der meine Mutter geliebt und leidenschaftlich verehrt hat; aber er hat sie nicht heiraten können, weil sein giftiges Weib sich nicht scheiden lassen wollte.«

»Du hast zu viele Kitschfilme gesehen«, lästerte Ken mit einem amüsierten Lächeln in Schylers Richtung. Schyler nickte.

Tricia kniff die Augen zusammen. »Mach dich nicht über mich lustig, Ken.«

»Wenn du derart überzeugt bist, dass deine leiblichen Eltern so wundervoll waren, warum hast du dann nie den Versuch unternommen herauszufinden, wer sie sind?«, fragte er sie. »Wenn ich mich recht erinnere, hat Cotton dich sogar dazu ermuntert.«

Tricia strich die Serviette auf ihrem Schoß glatt. »Weil ich ihr Leben nicht durcheinanderbringen und ihnen die Verlegenheit ersparen wollte.«

»Vielleicht wolltest du dir nur ersparen rauszufinden, dass sie gar nicht so wunderbar sind.« Ken nahm einen letzten Schluck aus seinem Glas und stellte es mit der Lässigkeit eines Spielers ab, der sein Trumpf-Ass auf den Tisch legt.

»Selbst wenn sie nicht reich waren«, schnappte Tricia, »dann weiß ich aber genau, dass sie nicht so ärmlich waren wie Schylers Eltern.« Zuckersüß lächelnd langte sie über den Tisch nach Schylers Hand. »Ich hoffe, ich habe deine Gefühle nicht verletzt, Schyler.«

»Nein, hast du nicht. Woher ich komme, war mir schon immer egal. Ich bin nicht so wie du. Ich bin froh, dass ich durch die Adoption eine Crandall geworden bin.«

»Du bist sogar so grauenhaft dankbar gewesen, dass du Cotton Crandalls Ein und Alles geworden bist, hab ich recht?«

Mrs. Graves' Eintreten führte dazu, dass Schyler Tricias schneidende Bemerkung nicht beachtete. Die Haushälterin war, wie Schyler fand, die traurigste Person auf der ganzen Welt. Bis jetzt hatte sie diese hagere Frau nicht ein einziges Mal lächeln sehen. Sie war das genaue Gegenteil von Veda.

Als die wortkarge Haushälterin um den Tisch ging und aus einer Terrine Suppe servierte, verspürte Schyler plötzliche Sehnsucht nach Veda. Ihr strahlendes Gesicht, so schwarz wie Kaffee, war Teil ihrer Erinnerung, soweit sie zurückdenken konnte. Vedas üppiger Busen war so weich gewesen wie ein Gänsedaunenkissen, so beschützend wie eine Burg und so aufmunternd wie ein Gang in die Kapelle. Sie duftete immer nach Stärke und Zitrone, nach Vanille und Lavendelkissen.

Schyler hatte sich darauf gefreut, bei ihrer Rückkehr von Vedas bärenstarken Armen an der Tür begrüßt zu werden. Umso bitterer war ihre Enttäuschung gewesen, als sie erfahren hatte, dass Veda durch Mrs. Graves ersetzt worden war, deren flache Brust so hart und kalt und wenig einladend wirkte wie ein Grabstein aus Granit.

Die Suppe war dünn und seelenlos wie die Frau, die sie zubereitet und serviert hatte und dann durch die Tür wieder in der Küche verschwunden war. Nach einer Kostprobe von der eisgekühlten Suppe griff Schyler zum Salzstreuer.

Tricia sprang sofort für die Köchin in die Bresche. »Ich hatte Mrs. Graves angewiesen, beim Kochen kein Salz mehr zu verwenden, als Daddys Blutdruck so sehr angestiegen war. Wir haben uns inzwischen daran gewöhnt.«

Schyler gab noch mehr Salz in ihre Suppe. »Ich aber nicht.« Erneut probierte sie, fand die Suppe aber gänzlich ungenießbar. Sie legte den Löffel auf den Unterteller und schob alles beiseite. »Ich erinnere mich noch zu gut an Vedas Vichyssois. Die war so dick und köstlich, dass der Löffel drin stecken blieb.«

Sich bewusst zurückhaltend, betupfte sich Tricia die Lippen mit der Serviette und faltete diese dann wieder sorgfältig auf ihrem Schoß aus. »Hab ich doch gewusst, dass du mir das ankreidest.«

»So habe ich das nicht gemeint ...«

»Sie war alt, Schyler. Du hast sie einige Jahre nicht gesehen, also hast du kein Recht, meine Entscheidung zu kritisieren. Veda war am Schluss schluderig und tatterig, hab ich recht, Ken?« Es war nur eine rhetorische Frage, und er hatte keine Gelegenheit, seine Meinung kundzutun. »Ich hatte keine andere Wahl, als sie zu entlassen. Wir konnten sie doch nicht weiterhin bezahlen, wo sie ihre Arbeit nicht

mehr tat. Es hat mir schrecklich leidgetan«, sagte Tricia und presste eine Hand auf ihre volle Brust. »Ich habe sie doch auch geliebt, wie du weißt.«

»Ich weiß«, sagte Schyler. »Ich wollte dich auch nicht kritisieren. Es ist nur so, dass sie mir fehlt. Sie hat eben immer zu Belle Terre gehört.« Da sie zu der Zeit in Übersee gelebt hatte, konnte sie Tricias Entscheidung nicht rückgängig machen. Aber eine schludrige und tatterige Veda ... das konnte sie sich einfach nicht vorstellen.

Tricia gab sich zwar alle Mühe zu betonen, ihre ehemalige Haushälterin auch gemocht zu haben, aber Schyler fragte sich unweigerlich, ob sie Veda aus reiner Boshaftigkeit vor die Tür gesetzt hatte. Bei zahllosen Anlässen war ihre Schwester alles andere als liebevoll zu Veda gewesen. Einmal hatte Tricia Veda so beleidigend getadelt, dass Cotton der Geduldssaden gerissen war. Es hatte einen fürchterlichen Streit gegeben. Tricia musste zur Strafe den ganzen Tag auf ihrem Zimmer bleiben und durfte nicht zur Party gehen, auf die sie sich schon wochenlang gefreut hatte. Und da Tricia es fertigbrachte, ihren Groll bis in alle Ewigkeit mit sich herumzutragen, war Schyler sicher, dass es einen viel ernsteren Grund für Vedas Entlassung gegeben hatte als den genannten.

Kein Salz und Pfeffer konnte das Huhn, das der kalten Suppe folgte, schmackhaft für Schyler machen. Sie versuchte es sogar mit Tabascosauce, die in Cotton Crandalls Haus immer auf den Tisch gehörte. Aber auch die rote Pfeffersoße half nicht.

Dennoch kritisierte sie Mrs. Graves' Kochkünste nicht. Sie hatte keinen sonderlichen Appetit mehr verspürt, seit sie durch Kens Anruf in London von Cottons Herzinfarkt erfahren hatte.

»Wie geht es ihm?«, hatte sie zaghaft gefragt.

»Schlecht, Schyler. Auf dem Weg ins Krankenhaus hat sein Herz vollständig ausgesetzt. Die Notärzte haben ihn künstlich wiederbeleben müssen. Ich will dir nichts vormachen. Es steht auf der Kippe.«

Dann hatte er Schyler gedrängt, so schnell wie möglich heimzukommen. Aber dazu hätte man sie nicht extra auffordern müssen. Als sie zu Hause eintraf, lag ihr Vater ohne Bewusstsein auf der Intensivstation des St. John's Hospital, wo er auch die nächste Zeit bleiben sollte. Sein Zustand war zwar unverändert, aber nach wie vor kritisch.

Das Schlimmste für Schyler war, dass sie nicht sicher war, ob er überhaupt wusste, dass sie nach Hause gekommen war, um ihn zu sehen. Obwohl er während einer ihrer kurzen Besuche in seinem Zimmer die Augen geöffnet und sie angesehen hatte, war seine Miene reglos geblieben. Er hatte die Augen geschlossen ohne ein Zeichen, ob er Schyler erkannt hatte. Sein leerer Blick, der geradewegs durch sie hindurchzugehen schien, brach ihr fast das Herz. Sie fürchtete, Cotton könnte sterben, ehe sie Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen.

»Schyler?«

Verdutzt schaute sie zu Ken, der sie angesprochen hatte. »Oh, entschuldigt bitte. Ja, Mrs. Graves, Sie können meinen Teller auch abräumen«, sagte sie zu der Frau, die vorwurfsvoll auf den buchstäblich unberührten Teller starrte. Sie nahm ihn weg und ersetzte ihn durch einen Teller mit überbackenem Brombeeruchen, der vielversprechend aussah. Hoffentlich war die Zuckerdose nicht zusammen mit dem Salzstreuer abgeräumt worden.

»Hast du immer noch vor, nach dem Essen zum Krankenhaus zu fahren, Schyler?«

»Ja. Willst du mitkommen?«

»Heute Abend nicht«, sagte Tricia. »Ich bin müde.«

»Aber ja. Den ganzen Tag Bridge zu spielen ist wirklich anstrengend.«

Kens Lästerei wurde ohne viel Federlesens ignoriert. »Daddy hat eine Karte mit Genesungswünschen von der Sonntagsschulgemeinde bekommen. Wir wurden gebeten, sie ihm zu geben. Der Dekan meinte, es sei eine Schande, dass Cotton in einem katholischen Krankenhaus liegen müsse.«

Schyler schmunzelte über den religiösen Snobismus des Dekans, auch wenn er typisch für die Gegend war. Macy war katholisch gewesen und hatte ihre Töchter entsprechend erzogen. Cotton aber war Baptist. »In Heaven gibt es kein Baptistenkrankenhaus. Uns bleibt gar keine andere Wahl.«

»In der Stadt machen sich alle Sorgen um Cotton.« Kens Hüftumfang hatte beträchtlich zugenommen, seit Schyler ihn das letzte Mal gesehen hatte, aber das hielt ihn nicht davon ab, sich reichlich Sahne auf seinen Kuchen zu tun. »Ich kann keine zwei Schritte machen, ohne dass mich ein Dutzend Leute auf dem Bürgersteig anhalten und sich nach Cotton erkundigen.«

»Natürlich machen sich alle Sorgen«, sagte Tricia. »Weil er so ziemlich der bedeutendste Mann in der Stadt ist.«

»Heute Nachmittag hat sich auch bei mir jemand nach Daddys Befinden erkundigt«, fügte Schyler hinzu.

»Ja? Wer denn?«, wollte Tricia wissen.

Ken und sie ließen von ihrem Kuchen ab und schauten erwartungsvoll zu Schyler.

»Cash Boudreaux.«

3. Kapitel

»So, so. Cash Boudreaux.« Genüsslich leckte Tricia ihren Löffel ab. »War sein Hosenstall zu?«

»Tricia!«

»Ach komm, Ken, denkst du etwa, anständige Frauen wie ich wüssten nicht, wer er ist?« Sie klimperte ihrem Ehemann flirtend zu. »Jeder in der Stadt weiß von Cashs Weibergeschichten. Als er mit diesem Wallace-Mädchen Schluss gemacht hat, hat sie am Samstagvormittag die ganze Kundschaft im Schönheitssalon mit ihrer armseligen kleinen Affäre unterhalten.« Tricia senkte geheimnisvoll die Stimme. »Und ich will sagen ... im Detail. Uns war das schrecklich peinlich, aber wir haben jedes Wort fasziniert aufgesogen. Wenn er auch nur halb so gut ist, wie sie behauptet hat, na ja ...«, schloss Tricia mit einem schlüpfri-gen Zwinkern.

»Ich habe schon begriffen, dass Mr. Boudreaux der Sexprotz der Stadt ist«, sagte Schyler.

»Er bumst alles, was einen Rock trägt.«

»Da täuschst du dich aber, Liebling«, widersprach Tricia ihrem Mann. »Soweit ich gehört habe, ist er sehr wählerisch. Und warum auch nicht? Er kann es sich leisten. Es gibt Frauen, die sich ihm praktisch zu Füßen und an den Hals werfen.«

»Du liebe Güte, der Don Juan von Louisiana.« Ken wid-

mete sich wieder seinem Kuchen, um das Thema ruhen zu lassen.

Doch Tricia war noch nicht fertig. »Nun sei mal bloß nicht eingeschnappt. Du bist ja nur neidisch.«

»*Neidisch?* Ich soll neidisch sein auf einen nichtsnutzigen Bastard, der keinen Pfennig in der Tasche hat?«

»Liebling, wenn es darum geht, was einer in seiner Jeans hat, dann reden die Frauen bestimmt nicht von Geld. Und das, was er in seiner Jeans hat, macht ihn kostbarer als pures Gold.« Tricia bedachte ihren Mann mit einem katzenhaften Lächeln. »Aber du musst dir keine Sorgen machen. Der raue Typ hat mich noch nie sonderlich angemacht. Obgleich ich zugeben muss, dass Cash äußerst faszinierend ist.« Sie wandte sich an Schyler: »Wo bist du ihm denn begegnet?«

»Hier bei uns.«

»Hier?« Kens Löffel hing auf halbem Weg zwischen Kuchen und Mund. »Auf Belle Terre?«

»Er sagte, er hätte Wurzeln gesammelt.«

»Für sein Zaubergebräu.«

Schyler starrte fragend zu Tricia hinüber. »Zaubergebräu?«

»Er macht da weiter, wo Monique aufgehört hat.« Schyler schaute noch immer verwirrt ihre Schwester an. »Nun sag bloß, du hast nicht gewusst, dass Monique Boudreaux eine Hexe war?«

»Natürlich habe ich die Gerüchte mitgekriegt. Aber das ist doch absolut albern gewesen.«

»Eben nicht! Warum hat Daddy wohl sonst solchen Abschaum all die Jahre auf Belle Terre wohnen lassen? Er hatte Angst, sie würde ihn verhexen, wenn er sie davonjagt.«

»Du übertreibst mal wieder, Tricia«, sagte Ken. »In Wahrheit, Schyler, war Monique das, was man eine *traiteur* nennt,

eine Heilerin. Sie hat Menschen geheilt, so hat man es sich jedenfalls erzählt. Bis zu ihrem Tode konnte man bei ihr allerlei Arzneien bekommen.«

»Heiler sind für gewöhnlich Linkshänder und meistens Frauen, aber die Menschen hier glauben anscheinend, dass Cash die magischen Kräfte seiner Ma geerbt hat.«

»Sie hatte keine magischen Kräfte, Tricia.« Ken klang gereizt.

»Hör zu.« Aufgebracht schlug Tricia auf die Tischkante. »Ich weiß ganz sicher, dass Monique Boudreaux eine Hexe war.«

»Bösartiger Tratsch.«

Tricia starrte ihren Mann an. »Ich weiß es aus erster Hand. Sie hat mich einmal mit ihren großen, dunklen bösen Augen angesehen, und am Nachmittag habe ich meine Periode bekommen. Zwei Wochen zu früh und mit den schlimmsten Krämpfen, die ich jemals hatte.«

»Wenn Monique tatsächlich magische Kräfte besessen hat, dann hat sie sie dazu benutzt, die Menschen gesund zu machen und nicht krank«, widersprach Ken. »Ihre Arzneien sind uralte und stammen von den Akadiern. Alles völlig harmlos, genau wie sie selbst.«

»Wohl kaum. Die Akadier haben sich auch noch Voodoo Praktiken zunutze gemacht, und herausgekommen ist schwarze Magie.«

Ken runzelte die Stirn. »Monique Boudreaux hatte nichts mit Voodoo zu tun. Und sie war nicht böse. Nur anders. Und sehr hübsch. Genau deshalb nämlich wollen die meisten Frauen in der Stadt, und auch du, glauben, dass sie eine Hexe war.«

»Wer kennt sie denn – du oder ich? Du warst doch noch gar nicht lange hier, als sie starb.«

»Ich hab's eben so gehört.«

»Tja, da hast du aber was Falsches gehört. Außerdem war sie schon alt, und all ihre frühere Schönheit war verblichen.«

»Das ist ein weiblicher Standpunkt. Ich sage dir – sie war noch immer eine attraktive Frau.«

»Und was ist mit Cash?« Schyler mischte sich ein, weil sie sah, dass sich zwischen den beiden ein ernsthafter Streit anbahnte. Es hatte nicht lange gedauert, bis sie nach ihrer Rückkehr aus London erkannt hatte, dass die Howells nicht gerade eine Bilderbuchehe führten. Aber sie gab sich alle Mühe, keine Schadenfreude zu empfinden.

»Wovon lebt Cash?« Schyler sah, dass ihre Frage die beiden überraschte. Sie starrten sie eine Weile an, ehe Ken antwortete.

»Er arbeitet für uns, für die Crandall-Holzfabrik.«

Schyler brauchte etwas Zeit, um das zu verdauen. Cash Boudreaux stand also auf der Gehaltsliste ihrer Familie. Respektvoll hatte er sich vorhin aber nicht gerade verhalten. Seine Art und sein Auftreten hatten kaum dem eines Angestellten entsprochen, der vor seinem Brötchengeber stand. »Und was macht er da?«

»Er ist Holzfäller. Schlicht und einfach.« Ken hatte seinen Kuchen vertilgt, wischte sich den Mund ab und legte seine Serviette beiseite.

»Ganz so einfach ist es nun auch wieder nicht, Schyler«, widersprach Tricia. »Er arbeitet an der Säge, er hilft beim Verladen, er fährt den Schlepper. Er wählt die Bäume zum Fällen aus. Eigentlich macht er alles.«

»Eine Schande, nicht wahr?«, meinte Ken. »Dass ein Mann in seinem Alter und so clever, wie er anscheinend ist, keine größeren Ambitionen hat ...«

»Lebt er noch immer in dieser Hütte am Bayou?«

»Aber ja. Es ist so: Er lässt uns in Ruhe, wir lassen ihn in Ruhe. Cotton hatte mit ihm zu tun, bei der Arbeit, aber sonst gehen wir uns völlig aus dem Weg. Kann mir gar nicht vorstellen, dass er heute in der Nähe des Hauses gewesen sein soll. Er und Cotton hatten Streit, als Monique starb. Cotton wollte, dass Cash auszieht. Aber irgendwie hat er sich dann von ihm breitschlagen lassen. Cottons Vertrauensseligkeit ist wirklich bewundernswert.«

»Und nicht ganz uneigennützig«, sagte Tricia. »Er braucht Cash.«

»Möglich, aber es gefällt ihm gar nicht. Ich denke, er macht da einen Fehler. Ich an seiner Stelle würde Cash Boudreaux nicht über den Weg trauen.« Ken lehnte sich auf den Tisch und sah Schyler mit ernstem Blick an. »Er hat dich doch nicht etwa beleidigt, oder?«

»Nein, nein. Wir haben uns nur kurz unterhalten.« Und berührt. Und in die Augen gesehen. Beides war ebenso ungebührend wie sinnlich gewesen. Schyler konnte nicht sagen, was sie am meisten verwirrt hatte – seine Neugier oder seine Feindseligkeit. »Ich war neugierig, mehr nicht. Ich hab ja schon seit Jahren nichts mehr von ihm gehört. Ich habe gar nicht damit gerechnet, dass er überhaupt noch hier ist.«

»Also, wenn er jemals unverschämt werden sollte, sagst du mir Bescheid, ja?«

»Und was willst du dann tun? Ihn verprügeln?« Tricias Lachen ließ die kristallinen Tränen des Leuchters über ihren Köpfen klirren. »Manche Leute meinen, dass Cash ein bisschen zu lange im Dschungel von Vietnam gewesen sei und dass er bei den Marines geblieben sei, weil er das Kämpfen und Töten so sehr liebt. Als er zurückkam, war er

noch bösartiger als vorher, und er war schon schlimmer als die Sünde selbst. Ich glaube kaum, dass du ihm Angst einjagen kannst, Liebling.«

Schyler konnte die schwelende Feindseligkeit zwischen Ehemann und Ehefrau wieder aufsteigen spüren. »Ich bin sicher, dass ich Mr. Boudreaux nicht mehr sehen werde.« Sie schob ihren Stuhl zurück. »Und jetzt entschuldigt mich bitte. Ich möchte mich noch ein bisschen frisch machen, ehe ich ins Krankenhaus fahre.«

Sie schlief wieder in dem Zimmer, das sie auch als Kind schon gehabt hatte. Drei hohe rechteckige Fenster gingen zum rückwärtigen Teil des Anwesens hinaus, wo das Gewächshaus stand, das eine Zeit lang ein Räucherhaus gewesen war und nun als Werkzeugschuppen diente; dann die Scheune, in der mehrere Pferde untergebracht waren, und die freistehende Garage. Hinter den Nebengebäuden, die, passend zum Haupthaus, weiß gestrichen waren, lagen die Wälder, und dahinter der Bayou.

Schyler schloss die Zimmertür und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Sie hielt inne, um den Raum auf sich wirken zu lassen, den sie so sehr vermisst hatte. Der Holzboden war ausgelegt mit kleinen Teppichen, die ausgeblühen und ausgetreten waren und einen Höchstpreis erzielen würden, sollten sie jemals verkauft werden, was aber natürlich niemals der Fall sein würde. Schyler würde sich niemals von etwas trennen, das nach oder zu Belle Terre gehörte.

Sämtliche Möbel im Zimmer waren aus Eichenholz; das Alter hatte sie mit einer goldenen Patina versehen, die den Stücken den schweren und maskulinen Eindruck nahmen. Die Wände waren safrangelb gestrichen, alle Holzteile weiß. Die Bettdecke, die Kissen auf den Sesseln und die

Vorhänge – alles war weiß. Sie hatte darauf bestanden, als das Zimmer zuletzt renoviert worden war. Alles im Zimmer sollte der schlichten Schönheit des Raumes entsprechen.

Der einzige moderne Touch war das Bücherregal. Darin standen noch immer die Erinnerungsstücke aus ihrer Kindheit und Teenagerzeit. Sie hatte sich schon oft vorgenommen, alles einmal auszusortieren und die Jahrbücher, die ausgetrockneten Bänder und vergilbten Partyeinladungen wegzuschmeißen. Doch die Nostalgie hatte stets über ihren Pragmatismus gesiegt. Und dennoch beschloss sie, vor ihrer Abreise nach London dieses Zimmer von Grund auf sauberzumachen und sich endgültig von all dem Krimskrums zu trennen.

Das kleine angrenzende Bad war noch so wie früher. Es hatte noch immer ein weißes Porzellanwaschbecken und eine Badewanne mit Klauenfüßen. Sie wusch sich das Gesicht und die Hände im Becken, frischte vor dem eingerahmten Spiegel ihr Make-up auf und bürstete sich das Haar. Als sie die dunkelblonden Locken aus ihrem Nacken hob, bemerkte sie den rosa Hubbel an ihrem Hals. Ein Moskitobiss.

Die Biester kennen die besten Stellen, hatte Cash gesagt.

Ungeduldig legte sie die Bürste beiseite, nahm ihre Geldbörse und die Wagenschlüssel vom Schreibtisch im Schlafzimmer und ging nach unten. Tricia telefonierte gerade angeregt im Salon. Neben dem formellen Salon lag hinter Holzschiebetüren der Privatsalon. Die Türen standen ständig offen und machten die beiden aneinandergrenzenden Räume zu einem einzigen großen, doch jeder der beiden Salons hatte noch immer die traditionelle Bezeichnung.

Die Adoptivschwestern winkten einander zum Abschied

zu. Schyler durchquerte die weitläufige Eingangshalle und ging hinaus auf die Veranda. Sie war gerade auf der zweiten Treppenstufe, als Ken sie ansprach. Er stemmte sich aus dem Schaukelstuhl und gesellte sich zu ihr auf die Treppe. Bei ihr untergehakt, begleitete er sie zum Wagen, der an der Auffahrt geparkt war, einem Halbkreis vor dem Haus, der dann nach hinten zur Garage weiterlief.

»Ich fahre dich zum Krankenhaus«, bot Ken an.

»Nein, danke. Du und Tricia, ihr seid doch heute Morgen schon dort gewesen. Jetzt bin ich dran.«

»Aber es macht mir nichts aus.«

»Ich weiß. Aber es ist wirklich nicht nötig.«

Er drehte sie zu sich. »Ich hab dir das auch nicht angeboten, weil ich annehme, dass du einen Chauffeur brauchst. Aber seit du wieder hier bist, haben wir nicht mal eine Sekunde nur für uns gehabt.«

Es gefiel Schyler nicht, in welche Richtung sich das Gespräch entwickelte, und Kens selbstbewusster Ton gefiel ihr noch weniger. Höflich, aber bestimmt machte sie ihren Arm frei. »Das stimmt, Ken, das hatten wir nicht. Und ich finde, das ist auch besser so, meinst du nicht auch?«

»Besser für wen?«

»Für uns alle.«

»Für *mich* nicht.«

»Ken, bitte.« Schyler wollte an ihm vorbei, aber er hielt sie fest. Wieder sah er sie an und strich ihr über die Wange.

»Schyler, Schyler, ich habe dich so schrecklich vermisst. Meine Güte, kannst du dir eigentlich vorstellen, was es für mich bedeutet, dich wiederzusehen?«

»Nein. Wie ist es denn?« Ihre Stimme klang so barsch, wie ihr Blick vorwurfsvoll war.

Ken runzelte verärgert die Stirn und zog die Hand zu-

rück. »Ich kann ja verstehen, wie du dich gefühlt haben musst, als wir herausfanden, dass Tricia schwanger ist.«

Schyler lachte bitter. »Nein, das kannst du nicht. Nicht, solange du nicht auf dieselbe Weise betrogen worden bist oder dir der Boden unter den Füßen weggezogen worden ist. Nein, du kannst wirklich nicht wissen, welch ein Gefühl das für mich war.« Sie benetzte die Lippen und schüttelte den Kopf, als wollte sie den Anflug einer unüberwindlichen Depression abwehren. »Ich muss jetzt los.«

Wieder versuchte sie an ihm vorbeizugehen, und wieder stellte er sich ihr in den Weg. »Schyler, lass uns darüber reden.«

»Nein.«

»Du bist nach London verschwunden, ohne mir auch nur die geringste Chance zu geben, es dir zu erklären.«

»Was hätte es denn da zu erklären gegeben? Wir wollten gerade unsere Verlobung bekanntgeben, als Tricia uns zuvorkam und verkündete, dass sie ein Kind von dir erwartet. Von dir, Ken«, wiederholte sie und betonte jedes einzelne Wort.

Er biss sich auf die Unterlippe, die einzige Andeutung eines schlechten Gewissens. »Wir beide hatten uns gestritten, weißt du noch?«

»Ein Streit, na gut. Ein dummer Streit unter Liebenden. Ich weiß ja schon gar nicht mehr, worum es dabei überhaupt ging. Aber dich muss es ja wirklich getroffen haben. Du hast keine Zeit vergeudet, mit meiner Schwester ins Bett zu hüpfen.«

»Ich wusste doch nicht, dass sie schwanger werden würde.«

Schyler war sprachlos. Konnte Ken tatsächlich derart begriffsstutzig sein? Sechs Jahre waren eine lange Zeit. Sie

hatte sich verändert. Ken offensichtlich auch. Und dennoch war es doch einfach unmöglich, dass er nicht begriff, worum es ging.

»Ken, nicht ihre Schwangerschaft allein war das Entscheidende. Was mich mindestens genauso sehr verletzt hat, war, dass es überhaupt dazu gekommen ist, dass sie ein Kind von dir erwartet hat.«

Er kam einen Schritt näher und ergriff ihre Schultern. »Schyler, du gibst dem Falschen die Schuld. Tricia hat es wirklich darauf angelegt. Mein Gott, ich bin auch nur ein Mann. Ich war niedergeschlagen. Zuerst habe ich gedacht, sie will mich nur trösten, weißt du, mir ihr Mitgefühl zeigen, aber dann ...«

»Verschon mich damit.«

»Aber du musst mir zuhören.« Er schüttelte sie leicht. »Ich will, dass du mich verstehst. Sie, na ja, sie fing dann an, mit mir zu flirten, hat mir Komplimente gemacht. Und eines führte zum anderen. Sie hat mich geküsst. Und das Nächste, was ich weiß, ist, dass wir im Bett lagen. Es ist nur einmal passiert.« Schyler schaute ihn ungläubig an. »Okay, vielleicht ein paarmal, aber es hat mir nie etwas bedeutet. Ich habe sie gebumst, ja, aber geliebt habe ich nur dich.« Er fasste sie fest bei den Schultern. »Und das tue ich noch immer.«

Wütend stieß Schyler seine Hände fort. »Wie kannst du es wagen, mir das zu sagen? Damit beleidigst du uns beide. Du bist der Ehemann meiner Schwester.«

»Aber wir sind nicht glücklich.«

»Bitter für dich. *Ich* bin's.«

»Mit diesem Mark, für den du arbeitest?«

»Ja. Ja, mit *diesem* Mark. Mark Houghton war sehr, sehr gut zu mir. Ich liebe ihn, und er liebt mich.«

»Nicht so, wie wir uns geliebt haben.«

Sie lachte kurz auf. »Nicht so, wie wir einander geliebt haben. Mark und mich verbindet eine Liebe, die du nie verstehen würdest. Aber egal, wie meine Beziehung zu Mark ist, es spielt keine Rolle. Du bist mit Tricia verheiratet, und ob eure Ehe nun glücklich ist oder nicht, ist mir völlig egal.«

»Das nehme ich dir nicht ab.«

Blitzartig zog er sie an sich und küsste sie. Heftig. Sie fuhr zusammen und gab ein kleines würgendes Geräusch von sich, als seine Zunge in ihren Mund drang. Doch er ließ nicht von ihr ab.

Für einen Moment erlaubte sie es, weil sie wissen wollte, wie sie darauf reagierte. Und sie stellte reichlich überrascht fest, dass Kens Kuss nichts weiter als Abscheu in ihr hervorrief. Sie stemmte die Fäuste gegen seine Brust und stieß ihn weg. Rasch und ohne ein Wort stieg sie in ihren gemieteten Cougar und ließ den Motor an. Sie trat das Gaspedal durch und schoss davon, dass der Kies hochspritzte.

4. Kapitel

Hinter einem Baum versteckt, beobachtete Cash, wie Schyler davonfuhr und Ken ihr wehmütig nachschaute. Er wartete, bis Howell widerwillig die Treppe hinauf und ins Haus gegangen war, ehe er in die dunkleren Schatten des Waldes tauchte und sich in Richtung Bayou aufmachte.

»Daher weht also der Wind«, sagte er zu sich.

In Heaven wusste jeder über jeden Bescheid. Der Skandal um die Crandall-Schwestern vor sechs Jahren hatte eine Menge Wirbel verursacht. Noch Monate nach Schylers ungewollter Abreise nach London hatte das Städtchen vor Klatsch und Tratsch gebrummt; die wildesten Spekulationen waren angestellt worden, wann sie wohl wieder zurückkehren würde. Manche meinten, nach wenigen Wochen. Andere meinten, sie würde ein oder zwei Monate schmollen. Doch niemand wettete darauf, dass es Jahre dauern würde, ehe sie zurückkehrte, und das auch nur, weil das Leben ihres Vaters in Gefahr war.

Doch nun war Schyler Crandall zurück auf Belle Terre und augenscheinlich zurück in den Armen ihres alten Liebhabers. Wenn dieser Kuss etwas besagte, dann, dass es ihr egal war, ob Howell mit ihrer Schwester verheiratet war. Vielleicht war ihr endgültig klar geworden, dass sie ihn zuerst gehabt hatte, und betrachtete das nun nur als fair.

Allerdings konnte Cash nicht verstehen, weshalb beide

Frauen auf Ken Howell scharf waren. Er musste wohl mehr draufhaben, als ihm anzusehen war. Howell war als regelmäßiger Kunde in den einschlägigen Etablissements und Bordellen in der Gegend bekannt, aber das war nichts Besonderes. Doch darüber hinaus war er kein Schürzenjäger oder Weiberheld.

Was immer es auch war, das die Crandall-Schwestern so attraktiv an Ken Howell fanden, für Cash blieb es ein Rätsel. Seiner Meinung nach war Howell einfach nur ein frömmlicher Hurensohn, dazu erzogen, auf jeden herabzuschauen, der nicht seiner gesellschaftlichen Herkunft entsprach. Schon bemerkenswert, wie er es geschafft hatte zu vergessen, dass ihm seine Eltern, die bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen waren, mehr Schulden als sonst etwas hinterlassen hatten.

Vielleicht war er auch einfach nur der Meinung, dass für ihn so etwas wie Moral nicht galt, und betrachtete es als völlig selbstverständlich, seine Geliebte auf der Veranda zu küssen, während seine Frau im Haus saß.

Tief in Gedanken versunken, aber zielsicher, bahnte sich Cash seinen Weg durch das Unterholz. Schon als Kind hatte er diesen außergewöhnlichen Orientierungssinn gehabt, eine natürliche Begabung, die später beim Militär nur verfeinert und perfektioniert worden war. Und die ihm nun von Nutzen war, sein Ziel zu erreichen, denn er war in Gedanken ganz bei Schyler Crandall.

Was eine Frau wie sie an einem aufgeblasenen Feigling wie Howell fand, konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen. Natürlich war Schyler nicht unbedingt das, was man gemeinhin unter »üppig« verstand. Cash war sicher, dass er ihre schmale Taille leicht würde umfassen können, was er nur allzu gerne ausprobiert hätte. Dennoch waren

ihre Hüften sinnlich geschwungen, und die Rundungen ihrer vollen und festen Brüste unter ihrer Bluse waren ihm auch nicht entgangen.

Bei diesem Gedanken musste Cash schmunzeln. Er schaute doch bei jeder Frau zuerst auf den Busen, oder? Und als der Experte, der er nun einmal in diesen Dingen war, konnte er beurteilen, mit welcher bemerkenswerten Gaben Schyler Crandall ausgestattet war.

Und sie verstand es, ihr Äußeres zu ihrem Vorteil einzusetzen. Es war gar nicht so sehr ihre Figur, die ihr diese aufregende Weiblichkeit verlieh, sondern ihre ganze Art. Die Grazie, mit der sie sich bewegte. Die unbeabsichtigt femininen Gesten ihrer zarten Hände, an denen sie keine Ringe trug. Die langen Beine und die schmalen Füße. Die ausdrucksvollen Blicke ihrer hellbraunen Augen. Und vor allem ihr herrlich honigblondes Haar.

Sie war durch und durch eine Frau. Cash fragte sich, ob sie sich dessen bewusst war. Wahrscheinlich nicht. Er dafür umso mehr.

Wütend, dass er über sie nachdachte, stieg er in das Boot, das er am Ufer des Bayou befestigt hatte. Er nahm das lange Ruder und stieß sich damit ab. So lautlos, wie er sich damals im nächtlichen Dschungel bewegt hatte, glitt das Kanu wie ein Messer durch das reglose, bräunliche Wasser des Laurent Bayou.

Da er einige Jahre älter war als Schyler – wie viele genau, wusste er nicht mit letzter Sicherheit, da Monique sich nie groß um Geburtstage oder Ähnliches geschert hatte und nie sagen konnte, wie alt ihr Sohn wirklich war –, hatte er sie aufwachsen sehen, von einem hübschen kleinen Mädchen mit flachsblonden Zöpfen zu der Frau, die sie jetzt war.

Cotton, der stolze Papa, hatte sie damals immer in seinem neuesten Cadillac mitgenommen, und sie hatte stets ein Band im Haar getragen, das zu ihrem teuren Kleidchen passte. Cotton hatte sie mit einem stolzen Blick bedacht, wenn sie seine Freunde mit ihrer frühreifen Art unterhielt.

Aber sie war nicht die ganze Zeit so gewesen. Hin und wieder war das kleine Püppchen aus ihrer Puppenstube ausgerückt. Und Cash hatte sie oft von seinem Versteck aus sehen können, wie sie auf einem von Cottons Pferden geritten war, ohne Sattel und mit nackten Beinen, mit fliegendem Haar, die Wangen rot, das Gesicht verschwitzt.

Er fragte sich, ob sie auch jetzt noch ritt. Und wenn, tat sie es dann noch immer so draufgängerisch wie damals, als ihr niemand – außer ihm – dabei zusah?

Dieses Bild erregte ihn, und sein Geschlecht drückte sich gegen seinen Reißverschluss. Er wischte sich mit dem Hemdsärmel den Schweiß von der Stirn und verfluchte die brütende Hitze, die ihm normalerweise gar nichts ausmachte.

Aber nun war Schyler Crandall nach Hause gekommen. Und auf einmal war alles anders.

Schyler stöhnte unter der drückenden Hitze, als sie aus dem Auto stieg und das kurze Stück bis zur kühlen Eingangshalle des zweistöckigen Krankenhauses ging. Als sie durch die breite Tür trat, klebte ihr die Kleidung am Leib. Vielleicht hätte sie doch noch duschen und sich umziehen sollen, ehe sie losgefahren war.

Während sie auf den Fahrstuhl wartete, betrachtete sie verstohlen ihr Bild in der verspiegelten Wand und fand, dass sie zwar nicht unbedingt umwerfend, aber ganz passabel aussah. Ein Grashalm hing noch am Saum ihres Baum-

wollrocks, und ihre kurzärmelige Bluse war zerknittert, aber in diesem Teil des Landes trug jeder Baumwolle im Sommer. Und am späten Nachmittag sah jeder schlapp aus. Es war gar nicht zu ändern; die Hitze und die Luftfeuchtigkeit forderten eben ihren Tribut, also wurde allgemein darüber hinweggesehen.

Aus dem Spiegel blickte ihr eine Frau entgegen, die ihrem 30. Geburtstag bedenklich nahe war. Weniger die Reife, die ihrem Gesicht anzusehen war, machte ihr etwas aus, als vielmehr der Umstand, dass sie nichts Besonderes vorzuweisen hatte mit ihren fast 30 Jahren. Keine nennenswerte Karriere. Keinen Ehemann. Keine Kinder. Kein eigenes Heim.

Ihre Erfolge waren gleich null. Sie hatte nichts wirklich erreichen können, weil die Erinnerungen an die Vergangenheit sie zu sehr im Griff gehabt hatten. Nun war sie nach Hause zurückgekehrt, und es war ihr sehnlichster Wunsch, die störenden Erinnerungen ein für allemal zu zerstören. Und sie hatte gehofft, dass sie sich über ihre Gefühle für Ken Howell endlich klar werden würde.

Doch sein Kuss hatte sie nur noch mehr verwirrt. Sie liebte ihn nicht mehr, jedenfalls nicht mit derselben Intensität wie einst. Das wusste sie ganz sicher; was sie aber nicht wusste, war der Grund dafür. Weshalb sie kein Herzklopfen mehr hatte, wenn er sie ansah, weshalb sie nicht zerflossen war, als er sie geküsst hatte.

Sechs Jahre lang war Ken Howell in ihrer Erinnerung stets der geblieben, der er gewesen war, als sie ihm auf dem Gelände von Tulane begegnet war – ein beeindruckender Student, der Star des Basketballteams. Er stammte aus einer wohlhabenden Familie der vornehmen Gesellschaft New Orleans'. Als angehenden Wirtschaftswissenschaftler stand

ihm eine glänzende Zukunft bevor. Und er hatte Schyler Crandall auserkoren, die strahlende Schönheit aus Laurent.

Zwei Jahre lang verbrachten sie jede freie Minute miteinander. Als beide ihren Abschluss gemacht hatten, schien die Hochzeit nur der nächste logische Schritt. Doch nach einer albernem Auseinandersetzung gingen sie mehrere Monate nicht mehr miteinander aus.

Schyler hatte diese Trennung nie als endgültig angesehen, sondern als ganz wohltuend für ihre Beziehung. Nun hatten sie beide Zeit und Gelegenheit, mit anderen auszugehen und sich wirklich darüber klar zu werden, was eine Ehe zwischen ihnen bedeuten würde.

Als Ken schließlich als Erster nachgab und Schyler anrief, wollte er sich unbedingt mit ihr treffen. Ihre Versöhnung war zärtlich und leidenschaftlich zugleich gewesen. Er drängte darauf, baldmöglichst zu heiraten; Schyler stimmte zu. Sie vereinbarten einen Termin für ihre Hochzeit und luden beide Familien zu einer Feier auf Belle Terre ein.

Doch Tricia stahl Schyler die Show.

Sie trug Blau an diesem Tag, ein Farbton, der exakt zur Farbe ihrer Augen passte. Schyler hatte ihr noch Komplimente wegen ihres Aussehens gemacht. An diesem Tag hätte sie die ganze Welt umarmen können. Jeder und alles war einfach wunderbar.

Inmitten des freudigen Trubels hatte sich Tricia dann an Kens Seite geschmiegt und seine Hand ergriffen. »Darf ich bitte um eure Aufmerksamkeit bitten?« Als Gelächter und Gespräche schließlich verstummt waren, schenkte Tricia zuerst Ken ein Lächeln, ehe sie sagte: »Liebling, ich weiß, ich hätte es dir vielleicht lieber unter vier Augen sagen sollen, aber dann erschien es mir so passend, es dir jetzt zu sagen, wo doch all die Menschen, die wir am meisten lie-

ben, mit uns zusammen sind.« Dann hatte sie tief Luft geholt und mit einem strahlenden Lächeln verkündet: »Ich bekomme ein Kind von dir.«

Kens Gesichtsausdruck nach zu urteilen war er ebenso verblüfft wie alle anderen. Er wirkte geschockt und verlegen, aber er stritt seine Verantwortung nicht ab, nicht einmal als Schyler sich ungläubig an ihn wandte und ihn bat, genau das zu tun.

Etwas anderes als eine Hochzeit kam gar nicht infrage. Innerhalb weniger Tage und ohne großes Aufsehen wurden Ken und Tricia standesamtlich getraut. Acht Wochen später erlitt Tricia eine Fehlgeburt.

Zu diesem Zeitpunkt war Schyler schon in Europa. Als die Nachricht von der Fehlgeburt sie erreichte, empfand sie nichts. Ihr Herz war so leer gewesen wie Tricias Unterleib. Der Verrat hatte jegliches Gefühl abgetötet.

Als Schyler im zweiten Stock aus dem Fahrstuhl stieg, beherrschte nur ein Gedanke sie: Sollte Cotton diesen Ort nicht lebend wieder verlassen, dann würde er zumindest in dem Wissen sterben, dass sein Leben einen Sinn gehabt hatte. Etwas, das sie bis jetzt von sich nicht behaupten konnte.

Ehe sie also wieder nach England zurückkehrte, musste sie sich endgültig über ihre Gefühle für Tricia und Ken und über das hinterhältige Spiel der beiden klar werden. Solange ihr Verstand und ihr Herz nicht endgültig die Tür hinter der Vergangenheit schlossen, glich sie einer Maschine im Leerlauf.

»Guten Abend«, begrüßte sie die Krankenschwester, der sie auf dem Korridor begegnete. »Wie geht es meinem Vater?«

»Hallo, Miss Crandall. Unverändert. Der Doktor möchte

wissen, ob Sie kurz Zeit für ihn hätten. Er würde Sie gern sprechen.«

»Er kann mich vor dem Zimmer meines Vaters antreffen.«

»Ich werd's ihm ausrichten.«

Die Schwester machte sich auf, den Doktor zu suchen. Schyler ging weiter den Korridor hinunter bis zum letzten Zimmer der Intensivstation. Durch ein schmales Fenster sah sie Cotton auf dem Bett liegen, angeschlossen an Geräte, die piepsend und blinkend seine entmutigenden Lebenssignale wiedergaben.

Schyler tat es unendlich weh, den Mann, den sie verehrte, so zu sehen. Wäre Cotton bei Bewusstsein gewesen, er hätte es gehasst, so hilflos zu sein. Er war nie abhängig gewesen. Nun übernahm klinische Gerätschaft seine wichtigsten Körperfunktionen. Es war kaum zu fassen, dass ein so robuster Mann tatsächlich so dalag, regungslos, bleich, wie tot.

Schyler presste die Handfläche gegen das kühle Glas und flüsterte: »Daddy, was ist nur los? Sag, was mit dir ist.«

Ihre Entfremdung hatte ihren Anfang genommen an jenem Tag, als die Götter beschlossen hatten, dass Schyler Crandall genug Glück gehabt hatte, und ihr an einem einzigen Nachmittag genügend Unglück für ein ganzes Leben bescherten.

Nachdem die verwirrten Gäste gegangen waren und Ken und Tricia sich zurückgezogen hatten, um die notwendigen Formalitäten der Hochzeit zu besprechen, war Schyler zu Cotton gegangen; und sie hatte erwartet, dass er sie liebevoll in die Arme nehmen und sie trösten würde.

Doch stattdessen hatte er sich in einen Fremden verwandelt. Er schaute ihr nicht einmal in die Augen. Barsch schob

er sie beiseite, als sie sich verzweifelt an seine breite Brust warf. Kühl und abweisend behandelte er sie. Dabei war sie doch bis zu diesem Tag sein ganzer Stolz gewesen. Und als Schyler an diesem unseligen Nachmittag vorschlug, für eine Weile ins Ausland zu gehen, hatte Cotton dieser Idee sofort zugestimmt. Er war nicht wütend gewesen, hatte nicht geschimpft oder ihr Vorwürfe gemacht. Sie wünschte, er hätte es getan. Das wäre ihr vertraut gewesen. Mit seinem aufbrausenden Temperament konnte sie umgehen.

Aber er hatte sie voller Gleichgültigkeit behandelt. Das hatte Schyler am meisten geschmerzt. Cotton war nur Menschen gegenüber gleichgültig, die ihm absolut nichts bedeuteten. Schyler konnte nicht verstehen, warum ihr Vater nicht mehr seine zärtliche Zuneigung zeigte, die sie so sehr brauchte.

Also hatte sie Belle Terre verlassen und war nach London gegangen. Und mit jedem Jahr war die Kluft zwischen Cotton und ihr tiefer geworden. Außer einem Brief alle paar Monate und einigen kühlen Telefonaten an Feier- und Geburtstagen hatten sie keinen Kontakt gehabt.

Ihm schien das nichts auszumachen. Es war, als hätte er sie endgültig aus seinem Leben verbannt. Schyler aber wollte nicht, dass er starb und seinen Groll, dessen Grund niemand kannte, mit sich nahm. Ihre größte Furcht war, dass sie niemals erfahren würde, was ihn gegen sie aufgebracht hatte; was sie, seine Prinzessin, zur Verstoßenen gemacht hatte.

»Ich werde doch wohl nicht noch eine Patientin bekommen, oder?«

Die Stimme des Arztes riss sie aus ihren Gedanken. Sie hob den Kopf und wischte sich die Tränen von den Wangen. »Hallo, Dr. Collins.« Sie lächelte unsicher. »Mir geht's

gut. Nur ein bisschen müde.« Er schaute sie skeptisch an, sagte aber nichts, wofür ihm Schyler dankbar war. »Irgendwelche Veränderungen?«

Jeffrey Collins war ein junger Mann, der sich für das Krankenhaus in einer kleinen Gemeinde entschieden hatte, um der Konkurrenz in einer Großstadt zu entgehen. So wie er dastand und das Krankenblatt von Cotton Crandall studierte, erinnerte er Schyler an einen Jungen, der vor der Klasse stand und bemüht war, eine möglichst gute Inhaltsangabe eines Buches zu geben.

»Nichts von Bedeutung.«

»Ist das gut oder schlecht?«

»Kommt darauf an, wie man es sieht. Auf eine Veränderung zum Schlechteren können wir gut verzichten.«

»Natürlich.«

»Was der Patient braucht, ist eine Bypass-Operation. Dreifach, vielleicht sogar vierfach. Die Röntgenaufnahmen zeigen das ganz deutlich.« Er ließ den Metalldeckel der Akte zuschnappen. »Aber dafür ist er noch nicht kräftig genug. Wir werden warten und seine Abwehrkräfte weiter aufbauen müssen. Und lassen Sie uns hoffen, dass er nicht noch einen weiteren Anfall erleidet, ehe wir operieren können.«

»Wir?«

»Der Kardiologe des Hauses, der Chefchirurg und ich.«

Sie schaute zur Seite und versuchte, die richtigen Worte zu finden. »Dr. Collins, auch auf die Gefahr hin, dass es sich jetzt so anhört, als wüsste ich nicht zu schätzen, was Sie bis jetzt alles getan haben, und als würde ich an Ihren Fähigkeiten zweifeln, aber ...«

»Sie fragen sich, ob ich überhaupt weiß, was ich hier tue?«

Sie schmunzelte hilflos. »Ja. Wissen Sie, was Sie tun?«

»Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, dass Sie sich das fragen. Das hier ist ein kleines Krankenhaus. Doch die Finanziere, die es ermöglichten, haben keine Kosten gescheut. Die technische Ausrüstung ist auf dem allerneuesten Stand. Die Belegschaft ist gut bezahlt. Wir sind keine Ärzte und Chirurgen, die anderswo keine Stelle kriegen würden. Wir wollen eben für unsere Familien die Umgebung einer kleinen Stadt.«

»Es tut mir leid. Ich wollte damit nicht andeuten, dass Sie inkompetent oder nicht ausreichend qualifiziert sind.«

Er hob die Hand und zeigte ihr damit, dass er sich nicht beleidigt fühlte. »Wenn der Zeitpunkt für eine Operation gekommen ist und Sie dann wünschen, dass Mr. Crandall in eine andere Klinik verlegt wird, treffe ich selbstverständlich gern die nötigen Vorkehrungen und arrangiere alles für einen sicheren Transport. Allerdings würde ich zum jetzigen Zeitpunkt davon abraten.«

»Ich danke Ihnen, Doktor. Ich weiß Ihre Offenheit zu schätzen. Ich hoffe, Sie nehmen mir meine nicht übel.«

»Aber keinesfalls.«

»Und ich glaube nicht, dass es nötig sein wird, ihn zu verlegen.«

»Das freut mich zu hören.«

Sie lächelten einander zu. »Darf ich jetzt zu ihm?«

»Aber nur zwei Minuten. Übrigens, ich empfehle, dass Sie regelmäßig essen und sich mehr schonen. Sie sehen selber nicht allzu gesund aus. Einen schönen Abend noch.«

Mit forschem und selbstbewusstem Schritt ging er den Korridor hinunter, ein Bild, das seine anfängerhafte Erscheinung Lügen strafte. Schyler nahm das als Anlass, ihre Skepsis aufzugeben, betrat das Zimmer und nickte der

Krankenschwester, die die lebensrettenden Geräte im Auge behielt, zur Begrüßung zu. Trotz der grellen Beleuchtung ging von dem Zimmer eine friedhofsdüstere Atmosphäre aus.

Auf Zehenspitzen trat Schyler ans Bett. Cotton lag mit geschlossenen Augen da. In seinem Mund steckte ein Schlauch, der mit Klebeband an seinen Lippen befestigt war. Kleinere Schläuche steckten in seinen Nasenlöchern. Die Schläuche und Katheter der verschiedenen Geräte verschwanden unter dem Laken, mit dem er zugedeckt war. Sie konnte nur ahnen, welche unangenehmen Funktionen sie erfüllten.

Das einzig Vertraute an ihm war sein schlohweißer Schopf. Schyler stiegen die Tränen in die Augen, als sie die Hand nach ihm ausstreckte und mit den Fingern durch sein Haar strich. »Ich liebe dich, Daddy.« Er rührte sich nicht. »Vergib mir, was auch immer ich getan haben mag.« Sie nutzte die ganzen zwei Minuten aus, ehe sie ihm einen Kuss auf die Stirn gab und dann lautlos aus dem Zimmer ging.

Erst als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, öffnete Cotton Crandall die Augen.

5. Kapitel

Tricia und Ken stritten sich heftig, als Schyler die Treppe zur Veranda heraufkam. Durch die Fenster im Salon konnte sie die beiden sehen; wie Kampfhähne standen sie sich gegenüber. Ihre Stimmen drangen nur gedämpft nach draußen, daher konnte Schyler nicht verstehen, worum es bei ihrem Streit ging. Aber das war auch gar nicht nötig. Ihre Gesten und Blicke sprachen Bände.

Schyler trat aus dem Lichtkegel, der durch das Fenster fiel, und ging die Treppe wieder hinunter. Sie wollte die beiden nicht stören, wollte aber auch nicht von ihnen gesehen werden, für den Fall, dass sie sich ihretwegen in den Haaren hatten.

Gewiss hatte Tricia nicht gesehen, wie Ken sie geküsst hatte, ehe sie zum Krankenhaus gefahren war. Tricia wäre nicht stumm in ihrem Versteck geblieben; sie hätte nicht gewartet, bis Schyler weg war, um sich dann ihren Mann vorzuknöpfen. Nein, sie wäre sofort aus dem Haus gestürzt und hätte sie beide zur Rede gestellt.

Da Schyler noch immer sehr mitgenommen von ihrem Besuch im Krankenhaus war, ließ sie ihre Handtasche und die Schlüssel auf der Ablage im Wagen liegen und ging über den Rasen zum Wald hinüber.

Ein Spaziergang würde ihr sicher guttun; vielleicht könnte sie dann heute Nacht etwas Schlaf finden. Seit ihrer Ankunft

war sie zwar ständig müde, aber nachts lag sie wach und zermarterte sich mit ihren Grübeleien wegen Cotton, Tricia und Ken das Hirn. Am schlimmsten war es, wenn sie daran dachte, dass die beiden im Zimmer am anderen Ende des Korridors miteinander schliefen. Sie hasste sich selbst dafür, dass ihr das noch immer etwas ausmachte. Aber sie konnte nichts daran ändern.

Und weil es so war, verwunderte es sie, dass Kens Kuss nicht mehr in ihr bewirkt hatte, als es der Fall gewesen war. Während der vergangenen sechs Jahre hatte sie sich selbst weisgemacht, noch immer in ihn verliebt zu sein. Der erste Kuss nach so langer Zeit und nach einer derart schmerzlichen Trennung hätte sie doch mit Leidenschaft erfüllen müssen, auch wenn sie den Mann ihrer Schwester küsste. Aber dann hatte sie letztlich nichts als eine vage Trauer verspürt, ein Gefühl des Verlustes. Selbst jetzt konnte sie es sich nicht erklären.

Sie folgte dem schmalen Pfad, der einige hundert Meter parallel zur Straße verlief, ehe er nach links abbog und sich sanft abfallend durch den Wald schlängelte, bis hinunter zu den fruchtbaren Ufern des Bayou. Hier, auf dem höher gelegenen Terrain, bestand der Wald hauptsächlich aus Kiefern, während unten am morastigen Ufersaum des Bayou in der Mehrzahl Zypressen und Weiden und Pyramidenpappeln wuchsen.

Schyler beherrschte die Namen all dieser Bäume so sicher wie das Abc. Ihre Lehrstunden bei Cotton hatte sie nie vergessen. Sie war noch immer vertraut mit Anblick und Geruch des Waldes, sie konnte ihn buchstäblich fühlen. Und selbst die Geräusche waren ihr noch vertraut.

Bis auf eines.

Alles ging so blitzschnell, dass ihr nicht einmal Zeit blieb,

sich zu wundern, als der böartig knurrende Hund ihr plötzlich den Weg versperrte.

Das Tier sah aus, als wäre es direkt der Hölle entsprungen, als es vor ihr auftauchte und nur wenige Meter entfernt stehen blieb – ein massiger, gedrungener Leib, die Brust schwer mit Muskeln gepackt, die Schnauze kantig und stumpf zulaufend; der spitze, gebogene Schwanz wedelte aggressiv und feindselig. Das kurze Fell hatte eine scheußliche Musterung aus schwarzen und braunen Flecken. Die Augen funkelten böse. Das knurrende Maul sabberte. Breitbeinig wie ein Seemann an Deck eines großen Schiffes stand der Hund da. Er war hässlich, extrem hässlich, das abscheulichste Wesen, das Schyler je gesehen hatte.

Ganz instinktiv hielt sie die Luft an. Ihr Herz hämmerte so sehr, dass es schmerzte. Als sie die Hand auf die Brust legte, machte das Tier einen Satz nach vorne und bellte dreimal scharf.

Schyler blieb wie angewurzelt stehen, um den Hund nicht durch eine unbedachte Bewegung zu reizen. »Ruhig, mein Junge, ganz ruhig.« Das war natürlich albern, denn dieser Hund war kein liebes Haustier. Nichts an ihm war freundlich, er war ein Killer. Sein Knurren wurde zu einem leisen Vibrieren in der Kehle, aber Schyler war nicht so dumm anzunehmen, der Hund sei nun besänftigt.

Um Hilfe zu rufen wäre vergebliche Mühe gewesen. Dazu war sie zu weit vom Haus entfernt. Außerdem hätte das nur dazu geführt, dass der Hund sie angriff. Aber sie konnten auch nicht ewig weiter so dastehen. Sie versuchte, einen halben Schritt zurückzuweichen. Der Hund schien die Bewegung nicht zu bemerken, also wagte sie einen weiteren Schritt. Und noch einen.

Als sich die Entfernung zwischen ihnen um mehrere

Meter vergrößert hatte, beschloss Schyler, sich umzudrehen und so schnell wie möglich den Pfad zum Haus zurückzugehen. Laufen kam nicht infrage, weil er ihr dann nur nachrennen würde. Aber sie wollte auch keine unnötige Zeit verlieren.

Schließlich riskierte sie es und drehte sich um. Im selben Moment bellte der Hund erneut scharf – es kam so plötzlich und war so eindringlich und laut, dass sie strauchelte und hinfiel. Der Hund stürzte auf sie zu. Schyler rollte sich auf den Rücken, schirmte mit dem Unterarm ihr Gesicht ab und schlug mit dem freien Arm nach dem Tier.

Es war wie ein grässlicher Albtraum, als sie ihn tatsächlich berührte, seinen sabbrigen Atem und seine scharfen Zähne heiß auf ihrem Arm spürte. Entweder war es der Speichel des Tieres oder ihr eigenes Blut, was so klebrig von ihrem Handgelenk herabtropfte. Sie brach sich fast den Arm, so heftig schlug sie auf den breiten Schädel des Hundes ein. Mehrere Sekunden lang fühlte sich alles nur noch taub an.

Sie zweifelte nicht einen Moment daran, dass der Hund sie in Stücke reißen würde, wenn es ihr nicht gelang, ihn aufzuhalten. Der bloße Überlebensinstinkt ließ sie handeln; sie langte hinter sich und griff nach dem Erstbesten, was ihr in die Finger kam – es war der Ast einer Kiefer, fast so dick wie ihr Handgelenk. Als der Hund zu seiner nächsten Attacke ansetzte, schlug sie ihm den Ast, so hart es ging, zwischen die Augen. Aber das schien ihm gar nichts auszumachen. Im Gegenteil, er wurde nur noch wütender.

Ungestüm holte Schyler mit dem Ast aus, traf den Hund aber nicht richtig; mühsam kam sie auf die Beine und fing an zu laufen. Als sie durch das Unterholz hetzte, war ihr der Hund buchstäblich auf den Fersen und schnappte nach

ihren Knöcheln. Ein ums andere Mal entging sie ihm nur um Haaresbreite.

Plötzlich tauchten aus dem Nichts zwei grelle Lichter auf und zerrissen die Dunkelheit des Waldes. Sie erfassten Schyler wie Suchscheinwerfer, die ihr Ziel gefunden hatten, und blendeten sie. Nebel und Staub tanzten im doppelten Lichtstrahl. In einem Reflex bedeckte Schyler die Augen mit den Armen.

Da ertönte ein schriller Pfiff. Sie spürte, wie der Hund sofort darauf reagierte. Er hörte auf zu knurren und zu bel-len und blieb wie angewurzelt stehen. Ein weiterer Pfiff, und er rührte sich, lief an ihr vorbei, streifte mit seinem verschwitzten Körper ihre nackten Beine und hätte sie fast umgerissen. Dann sprang er ins Unterholz und auf die beiden Lichter zu.

In diesem Moment stellte Schyler fest, dass sie bei ihrer heillosen Flucht fast die Straße erreicht hatte. Die Lichter gehörten zu einem Fahrzeug, das scharf eingeschlagen zur Böschung hin stand, damit die Scheinwerfer in den Wald gerichtet waren. Es handelte sich um einen Lieferwagen hinter dieser gleißenden Wolke aus blendendem Licht und aufgewirbeltem Staub.

Unwirkliche und unheimliche Geräusche drangen vom Wagen zu ihr herüber. Der Motor dröhnte und klopfte. Und von der Ladefläche ertönte Hundegekläffe. Die Tiere waren wild, sie wollten raus und rüttelten an ihren Metallkäfigen. Wie viele Hunde es waren, das konnte Schyler nicht ausmachen, aber es klang, als wären es die reinsten Höllenhunde.

Sie drehte sich um und flüchtete; sicher würde jeden Moment die ganze blutrünstige Meute auf sie losgelassen werden. Doch dann wagte sie einen Blick über die Schul-

ter. Der Wagen setzte mit aufheulendem Motor zurück. Dann war er wieder auf der Straße und rumpelte davon. Der Wald versank in Dunkelheit.

Doch das Bellen war noch immer zu hören, also lief Schyler weiter, wie blind hetzte sie durch das Dickicht; alles war ihr nun völlig fremd. Das Spanische Moos, das ihre Wangen streifte, erschreckte sie. Wurzeln und Reben waren Fallstricke, die sich um ihre Fußgelenke schlangen und versuchten, sie in einen Albtraum zu zerren. Vergeblich verscheuchte sie den Nebel, der nach ihr zu greifen schien.

Plötzlich stieß sie mit etwas zusammen, prallte gegen einen harten Körper – und schrie auf. Sie wehrte sich, kämpfte und kratzte, als sie hochgehoben wurde, bis ihre Füße den Boden nicht mehr berührten. Sie strampelte und versuchte zu treten.

»Aufhören! Was, zum Teufel, ist denn in Sie gefahren?«

Trotz des Schreckens erkannte Schyler, dass dieses Phantom in ihrem Albtraum eine menschliche Stimme besaß. Es fühlte sich auch menschlich an. Sie warf den Kopf in den Nacken und wagte einen Blick. War es der Leibhaftige persönlich ...?

Cash Boudreaux war es, der sie neugierig musterte. Mehrere Sekunden verstrichen, dann hob er Schyler auf seine Arme. Sie protestierte nicht. Dazu war sie zu erleichtert und froh, der Schrecken war noch zu frisch.

Ihr keuchender Atem strich über seinen Hals. Ihre Finger krallten sich in sein Hemd. Sie schüttelte sich vor Ekel bei der Erinnerung an die sabbernde, knurrende Schnauze des Hundes. Doch als der Schrecken verflog, kam die Verlegenheit.

Sie atmete tief ein und sagte dann etwas unsicher: »Sie können mich jetzt wieder runterlassen, Mr. Boudreaux. Es

geht wieder.« Er reagierte nicht, sondern ging stur weiter Richtung Bayou. »Haben Sie mich verstanden?«

»*Oui.*«

»Dann setzen Sie mich doch ab. Es ist sehr nett, aber ...«

»Ich bin nicht nett. Es ist nur bequemer, Sie zu tragen, als Sie hinter mir herzuziehen.«

»Das sage ich doch. Ich schaffe es allein.«

»Sie können sich doch gar nicht auf den Beinen halten. Sie zittern ja viel zu sehr.«

Er hatte recht. Sie zitterte am ganzen Leib. Also gab sie nach, wenigstens vorläufig, und ließ sich weiter von ihm tragen. »Sie gehen in die falsche Richtung. Zum Haus müssen wir dort entlang.«

»Ich weiß, wo es zum Haus geht.« Eine Spur Sarkasmus schwang in seiner Stimme mit. »Ich hab nur gedacht, Sie wären von dort geflüchtet.«

»Weshalb hätte ich das denn tun sollen?«

»Das müssen *Sie* mir sagen.«

»Nur zu Ihrer Information: Ich bin angegriffen worden ... von einem ... einem Hund.« Die Stimme brach. Ihre Tränen waren ihr peinlich, aber sie konnte es nicht ändern.

Boudreaux blieb stehen. »Von einem Hund? Ein Hund hat Sie angefallen?« Sie nickte. »Ich hab das Bellen gehört«, sagte er. »Hat er Sie gebissen?«

»Ich glaube ja. Ich bin mir nicht sicher. Ich bin wegge-
laufen.«

»Du lieber Himmel.«

Cash setzte seinen Weg fort, nun aber etwas schneller. Der Chor der Frösche wurde lauter. Schyler sah die Weiden, deren lange Äste sich über das reglose, morastige Wasser beugten wie reuige Sünder. Dies hier war ein kleiner

Nebenarm des größeren und breiteren Laurent Bayou; ein schmaler See, dessen Wasser nur träge floss und fast so aussah, als würde es stillstehen.

Jetzt sah sie ein Kanu, das halb am Ufer, halb im Wasser lag. Geschickt setzte Cash seinen Fuß hinein, beugte sich dann vor und setzte Schyler in dem schmalen Boot ab. Er holte eine Schachtel Streichhölzer aus der Brusttasche seines Hemdes, entfachte ein Streichholz und ließ eine Kerosinlaterne aufflammen. Im gelben Licht funkelten seine Augen so böse wie die der Wildkatzen, die in den Sümpfen lebten. Er blies das Streichholz aus und drehte die Laterne heller.

»Was haben Sie hier gemacht?«, fragte Schyler.

»Hab die Netze eingeholt.« Er nickte zu einer Fischreuse, die noch halb im gelblichen Wasser hing. Mehrere Dutzend roter Sumpfkrebse zappelten darin.

»Sie scheinen ja eine echte Vorliebe zu haben, sich dort rumzutreiben, wo Sie nicht hingehören.«

Er machte keine Anstalten, sich zu verteidigen. »Hier, nehmen Sie einen Schluck.«

Eine Flasche mit Bourbon lag auf dem Boden des Bootes. Cash hob sie auf, schraubte den Verschluss auf und reichte ihr die Flasche. Schyler rührte sich nicht. »Nun nehmen Sie schon«, forderte er sie ungeduldig auf. »Es ist kein Gift und kein Selbstgebrannter. Ich hab ihn heute Nachmittag ganz normal im Laden gekauft.«

»Nein, lieber nicht.«

Er beugte sich vor: Sein Gesicht sah teuflisch aus im Licht der Laterne. »Wie ein Gespenst sahen Sie aus, als Sie mich über den Haufen gerannt haben. Ich hab hier zwar keine Kristallgläser und auch keine silbernen Eiskübel wie auf Belle Terre, und ich bin sicher, dass Sie nettere Cock-

tails gewohnt sind, aber das wird Ihnen ordentlich einheizen, und dann werden Sie auch nicht mehr so zittern. Und jetzt trinken Sie endlich, Herrgott noch mal.«

Es gefiel Schyler gar nicht, was er sich ihr gegenüber herausnahm, dennoch führte sie die angebotene Flasche an die Lippen. Cotton hatte ihr gezeigt, wie man trank, so wie er ihr alles andere auch gezeigt hatte. Doch er hatte sie gelehrt, wie eine Lady zu trinken, auf eine Weise, dass selbst Macy es gutgeheißen hatte. Der große Schluck, den sie von Cashes Bourbon nahm, brannte ihr im Hals und explodierte dann mit der Wucht einer sterbenden Sonne in ihrem Magen.

Sie hustete keuchend und wenig damenhaft, wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab und gab Cash die Flasche zurück. Er nahm sie ihr ab, schmunzelte amüsiert und nahm dann ebenfalls einen Schluck. »Noch einen?«

»Nein danke.«

Er gönnte sich noch einen Schluck, ehe er die Flasche wieder verschloss und verstaute. Dann stieg auch er ins Boot und hockte sich vor Schyler hin. »Hat der Hund Sie nur am Arm erwischt oder noch woanders?«

Schyler schnappte nach Luft, als er ihr Handgelenk ergriff und ihren Arm näher ins Licht der Laterne zog. Seine Berührung verursachte ein Kribbeln; doch was sie am meisten erschreckte, waren die blutenden, hässlichen Schrammen. »Das habe ich gar nicht bemerkt. Mein Gott.«

Cashes Finger waren warm, stark und zärtlich, als er Schylers Wunden vorsichtig untersuchte. »Wie hat der Hund denn ausgesehen?«

»Der Hund?« Schyler erschauerte. »Grässlich. Widerlich. Wie ein Boxer. So was wie eine Bulldogge.«

»Dann muss es eine von Jiggers Doggen gewesen sein.«

Cash sah ihr direkt in die Augen. »Da haben Sie aber noch mal Glück gehabt, dass es Sie nicht schlimmer erwischt hat. Was haben Sie denn bloß gemacht?«

»Nichts!«, rief sie. »Ich bin einfach nur spazieren gegangen, in unserem Wald, und plötzlich war das Monster da.«

»Sie haben ihn nicht provoziert?«

Der anklingende Zweifel in seinem Ton machte sie wütend. Sie zog den Arm weg und sprang auf. »Ich fahre jetzt ins Krankenhaus. Vielen Dank für ...«

Cash schoss hoch und stellte sich breitbeinig vor sie hin. Mit der gespreizten Hand gab er ihr einen leichten Stoß. »Setzen Sie sich wieder hin.«

6. Kapitel

Sie landete recht unsanft auf der harten Sitzbank, die quer über das Boot gespannt war. Ungläubig schaute sie zu ihm hoch. »Ich werde mich um Sie kümmern«, sagte Cash.

Schyler war es nicht gewohnt, grob behandelt zu werden. Und schon gar nicht, dass jemand einfach über ihren Kopf hinweg entschied. Angesichts des Umstandes, dass sie auf Augenhöhe mit dem Reißverschluss seiner engsitzenden Jeans war, sagte sie so gefasst wie möglich: »Ich möchte Ihnen danken, Mr. Boudreaux, für das, was Sie für mich getan haben, aber ich denke, es wäre besser, wenn ein richtiger Arzt sich das mal ansieht.«

»Manche Leute halten mich für so was.« Er kniete sich wieder vor sie hin. »Außerdem werde ich Sie auf keinen Fall zum Krankenhaus bringen, und aus eigener Kraft werden Sie es unmöglich schaffen.« Er schaute ihr wieder in die Augen und fuhr dann fast lästernd fort: »Natürlich können Sie sich immer noch von Ihrem Schwager hinfahren lassen.« Er widmete sich den blutenden Schrammen. »Aber dazu müssen Sie erst einmal nach Belle Terre zurück, und ich glaube kaum, dass Sie das packen.«

»Ich brauche eine Spritze gegen Tollwut.« Aber als sie diese plötzliche Erkenntnis laut aussprach, musste sie mit echtem Unbehagen an die schmerzhaften Spritzen denken.

Cash schüttelte nur den Kopf; er langte um sie herum

und griff nach einem Lederbeutel am hinteren Ende des Bootes. Das Licht ließ goldene Strähnen in seinem langen, welligen Haar aufleuchten.

»Von Jiggers Hunden hat keiner die Tollwut. Dazu sind sie zu wertvoll.«

Ängstlich und neugierig zugleich sah sie zu, wie er mehrere braune kleine Flaschen aus dem Beutel hervorholte. Auf keiner war ein Etikett. »Meinen Sie Jigger Flynn?«

»*Oui.*«

»Ist er immer noch in der Gegend?«

Cash lachte schnaufend. »Wenn der jemals verschwindet, sind alle Huren in der Gegend ihren Job los.«

Der Name Jigger Flynn rief Ängste aus der Kindheit wach. Flynn war ein bekannter Zuhälter und Schnapsbrenner, was ihm auch seinen Spitznamen eingebracht hatte. »Meine Mutter hat immer zu meiner Schwester gesagt, dass Jigger Flynn kleine Mädchen entführt, wenn sie nicht artig sind«, sagte Schyler.

»Da lag sie gar nicht so falsch.«

»Und wir haben das auch geglaubt. Wenn wir an seinem Haus vorbeigefahren sind, haben wir immer voller Angst hingeschaut.«

»Das steht immer noch da.«

»Den Gauner hätte man schon vor Jahren hinter Gitter stecken sollen.«

Cash schmunzelte und hüstelte leicht. »Keine Chance. Seine besten Kunden arbeiten im Büro des Sheriffs ...«

Schyler nickte zaghaft; sie wusste, dass er wahrscheinlich recht hatte. Aber sein leises Lachen hatte sie irritiert und ärgerlich gemacht. Sie entzog ihm ihren Arm. »Was ist das?«

Er hatte ein Stück Watte mit einer klaren Flüssigkeit aus einem der Fläschchen getränkt. Er hielt ihr den Watte-

bausch unter die Nase. Der Geruch war unverkennbar. »Ganz gewöhnlicher Alkohol zum Einreiben. Und es wird höllisch brennen. Schreien Sie, wenn Ihnen danach ist.«

Noch ehe sie sich innerlich darauf einstellen konnte, tupfte er den Alkohol auf ihre Wunden. Sie spürte die Welle des Schmerzes aufsteigen, war aber fest entschlossen, nicht zu schreien. Doch als der Schmerz sie mit voller Wucht traf, konnte sie das Keuchen nicht unterdrücken, das durch ihre zusammengepressten Lippen entkam.

Ihre Selbstbeherrschung schien ihn zu amüsieren. Er schmunzelte, als er die blutgetränkte Watte beiseitelegte. »Das hier wird dafür sorgen, dass das stechende Gefühl aufhört.« Flink entkorkte er eine zweite Flasche und tupfte etwas von dem Inhalt mit den Fingern auf ihre Wunde. Es sah nicht mehr ganz so schlimm aus, nun, da das Blut abgewischt war. Cash rieb noch eine Salbe auf die Schrammen und verband dann ihren Arm vom Handgelenk bis zum Ellbogen. »Halten Sie ihn die nächsten paar Tage trocken und sauber.«

»Was haben Sie da draufgetan?« Erstaunlicherweise hatte der Schmerz vollständig nachgelassen.

»Eine der selbstgemachten Salben meiner Mutter.« Sie schaute ihn erstaunt an, er grinste sardonisch. »Sind Fledermausohren drin und gemahlene Milz vom Warzenschwein.« Seine Augen funkelten im Licht der Laterne. »Schwarze Magie«, flüsterte er.

»Das mit Ihrer Mutter und der Schwarzen Magie habe ich nie geglaubt.«

Sein Grinsen wurde zu einem harten Lächeln voller Bitterkeit. »Da sind Sie aber eine echte Ausnahme. Hat der Hund Sie noch irgendwo erwischt?«

Schyler benetzte sich nervös die Lippen. »Er hat nach meinen Fußgelenken geschnappt, aber ...«

Sie hatte keine Chance, den Satz zu beenden: Cash zog prompt ihren Rock hoch und schlug den Saum über ihre Knie. Mit einer Hand umfasste er ihre Wade und hielt den Fuß ans Licht.

»Die Kratzer sind halb so schlimm. Ich werd sie säubern, aber ein Verband wird da nicht nötig sein.« Er untersuchte auch den anderen Knöchel, entdeckte aber nur eine ganz leichte Schramme; wieder tränkte er einen Wattebausch mit Alkohol.

Schyler sah ihm zu, wie er mit der linken Hand die Kratzer und Schrammen an ihren Fußgelenken abtupfte. Sie versuchte, sich zu erinnern, wie Ken diese Cajuns genannt hatte, die heilen konnten. Sie versuchte an etwas anderes zu denken, an irgendetwas, nur nicht an die Intimität dieser Situation – ihr Fuß auf Cash Boudreaux' Oberschenkel und sein Gesicht dicht über ihrem Schoß.

»Sie haben vorhin gemeint, ich hätte noch Glück gehabt, so glimpflich davongekommen zu sein«, sagte sie. »Hat dieser Hund denn schon andere angefallen?«

»Ein Kind. Vor ein paar Monaten.«

»Ein Kind? Der Hund hat ein Kind angefallen?«

»Ich weiß nicht, ob es dieser eine besondere Hund war. Jigger hat mehrere Doggen, die so gezüchtet sind, dass sie bösertiger sind als Wachhunde.«

»Wie ist das mit dem Kind passiert?«

»Es heißt, das Kind hat den Hund provoziert.«

»Wer sagt das?«

Er zuckte gleichgültig die Achseln. »Jeder. Schauen Sie, ich kenne die genauen Einzelheiten nicht, weil es mich nichts angeht.«

»Nur Tratsch, der Sie nicht interessiert.«

»Stimmt.«

